



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>

27283
70



27283.70



0

1373

Überlieferung und Verfasserschaft
des mhd. Ritterromans
Friedrich von Schwaben.

Dissertation

zur

Erlangung der Doktorwürde

eingereicht bei der

hohen philosophischen Fakultät der Königl. Akademie

zu Münster

durch

Ludwig Voss

aus Cleve.

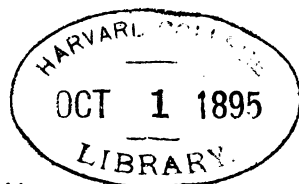
Münster. Januar 1895.

Münster i. W.

Druck von Johannes Brecht.

1895.

27283.70



ward fund.

Meinen lieben Eltern

in Dankbarkeit gewidmet.

Ich fühle mich verpflichtet, an dieser Stelle den Verwaltungen der Bibliotheken von Donaueschingen, Heidelberg, München, Stuttgart und Wien, die mir in zuvorkommendster Weise die Handschriften überliessen, meinen Dank auszusprechen. Auch dem Oberbibliothekar der Wolfenbütteler Bibliothek, Herrn Prof. Dr. von Heinemann, der mir in lebenswürdigster Weise persönlich eine auszügliche Collation besorgte, bin ich zu höchstem Danke verpflichtet. Eine durchgängige Collation der Wolfenbüttler Hdsch. musste ich in Wolfenbüttel selbst vornehmen.

I.

Friedrich von Schwaben ist in 6 Handschriften überliefert. Es sind, dem Alter nach geordnet, die Hdschn.:

W. Papierhandschrift. 48 bl. fol. sign.: 69, 10, ms. aug. in der herzoglich-braunschweig. Bibliothek zu Wolfenbüttel. Beschrieben ist die Hdsch. in Gräters Bragur IV 1. 166, VI 1. 181—189; 2. 190—205 und VII 1. 209—235, wo sich auch eine weitläufige Inhaltsangabe und einige Bemerkungen über die Sprache der Hdsch. finden. In v. d. Hagens Germania VII (1846) S. 95 ff. ist ein längerer Abschnitt aus *W* zum Abdrucke gebracht. Vgl. ferner Hagen-Büsching Lit. Grundr. Berl. 1812, S. 189. Der Schreiber der Hdsch. nennt sich: (*ufgeschriben an sant urbanstag durch mich*) *jurgen von elrbach*. *Ellerbach* ist, wie ein in *W* eingelegerter Zettel besagt, ein Dorf bei Altöttingen; es liegt demnach auf aleman. Boden, und der Schreiber ist ein Alemanne. Die Schriftzüge und der Konsonantismus weisen die Hdsch. zwar noch ins 14. Jh.; aber sie ist nicht, wie es im Bragur geschieht, schon um 1350 anzusetzen, sondern etwa 3—4 Jahrzehnte später. Von orthographischen Eigenheiten¹⁾ finden sich in *W* folgende: Die Länge von *a* wird zuweilen durch *ā* oder *ä* bezeichnet; letzteres Zeichen gilt zugleich oft für *au* statt *ä*. Umlaute sind *e* und *ä*, *ö*, *û* und *ü*. *uo* wird durch *û* gegeben. Konsonantendoppelung, die sich schon im Anfange des 15. Jhs.

¹⁾ Da eine Aufzeichnung der nur orthographisch von einander abweichenden Lesarten in der Ausgabe vermieden werden soll, ist die Angabe der hauptsächlichsten orthogr. Eigenheiten der Hdschn. hier nötig.

stark entwickelt hat, ist ganz selten. *z* ist anlautend rein erhalten, nach Konsonanten *tz* geschrieben. *z* findet sich auslaut. noch in *waz*, *daz*; sonst ist *z* und *zz* nur durch einfaches *s* (*strase*, *groser*, *hies*) oder auch durch *fx* vertreten. Die scharfe Aussprache von *h* kennzeichnet sich durch die gewöhnliche Schreibweise *ch*.

Die Heimat des Schreibers giebt Anhaltspunkte für die Bestimmung des Dialektes der Hdsch., der sich als alem. erweist. Er zeigt die Steigerung von *â* zu *au* (vgl. Weinhold, Al. Gr. § 52), die sehr stark hervortritt, und die Vermeidung der Diphthongierung von *û* im Gegensatz zum bayr. Diphthongen *û* > *au*, (vgl. Weinhold, Al. Gr. § 51). Niederalem. (schwäb.) ist die auf bayr. Einflüsse beruhende häufige Diphthongierung des Umlautes von *û* zu *eu*, *ew*. (Weinh. Al. Gr. § 61; Bayr. Gr. § 84). *tw* ist in der Sprache des Schreibers noch nicht durchgängig zu *xw* verschoben.

I. Papierhdsch., quart, in der k. k. Hofbibliothek zu Wien, sig. Nr. 2984. Es ist dieselbe Hdschr., deren Hag-Büsch. S. 190 gedenkt. Falsch ist dort der Titel der Hdsch.: Gedicht von Heinrich, Fürsten in Schwaben, und Prinzessin Amelberg; die Namen in dieser Hdsch. sind dieselben, wie in den übrigen Hdsch. des Gedichtes.¹⁾ Die Handschrift enthält ausser dem Friedrich, der von Blatt 1—181 geht, noch: Lehren des Aristoteles an Alexander, von dem (ungenannten) Verfasser *aristotelis haimlichait* genannt (aus dem Jahre 1463), Blatt 182—245; Prosaische Minneburg (1463) Bl. 246—274; Ein Zahlenspiel (?) Bl. 274—275; Cato, Sprüche der Weisheit, halb latein., halb deutsch, Bl. 276—98. Die letzten, nicht mehr nummerierten Blätter enthalten einige Rätsel. Über den Inhalt der Hdsch. vgl. Hoffmann von Fallersleben. Verzeichnis der altd. Hdschn. der k. k. Hofbibliothek zu Wien. Leipz. 1841. No. LXXXIX.

¹⁾ Gödeke erwähnt die Hdsch. in seinem „Mittelalter“, S. 865; im „Grundriss“ I² 258 ist sie nicht aufgezählt.

Unser Gedicht ist in dieser Hdsch. von zwei, auch dem Alter nach verschiedenen Händen auf 15 Lagen zu je 12 Blättern geschrieben. Der älteren Hand gehören die Lagen 1—4 mit Ausnahme des ersten und letzten Blattes von Lage 4, die von dem jüngeren Schreiber stammen; die Fortsetzung der älteren Hand bringt Lage 8—11. Auf der ersten Seite des letzten Blattes von Lage 11 bricht die Hand plötzlich unvermittelt ab. Das Papier dieser Lagen ist überall von gleicher Dichtigkeit, Wasserzeichen ein Ochsenkopf, aus dem auf langem Stiele ein fünfblättriges Kleeblatt herauswächst. Das Papier, das der jüngere Schreiber benutzt, ist weniger dicht, als das des älteren, und trägt mit Ausnahme weniger Blätter, die wiederum den häufig vorkommenden Ochsenkopf aufweisen, als Wasserzeichen eine Kreuzblume, aus der das Kleeblatt auf kurzem Stiele herauswächst. Die ältere Hand, die ich *I^a* nenne, datiere ich der Orthographie und der Schrift nach spätestens um 1400; die jüngere Hand, *I^b*, ist *vollent an vnsers h'ren frönlíchem tag 1464 jar.*¹⁾ Auf die Verteilung des Inhaltes in beiden Teilen komme ich unten zurück.

I^a giebt eine auch äusserlich sehr sorgfältige Niederschrift.

¹⁾ Es mögen hier die verschiedenen Ansichten über das Alter des Gedichtes erwähnt werden.

Docen (Aretins Beitr. 1807, S. 1199) sagt: „Friderich von Schwaben.. hat so wenig das Aussehen eines alten Gedichtes, dass er zu Püterichs Zeiten [Ehrenbrief 1462], der ihn nicht kennt, vielleicht noch kaum vollendet war.“ Auf diese Bemerkung und auf das oben genannte Datum der Hdsch. *J* hin will Koberstein (*I*^o 323 Anm. 10) das Gedicht, das „nach der metrischen Rohheit zu urtheilen, sicherlich nicht älter als die erste Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts ist“ (S. 323, oben) zwischen 1462 und 1464 ansetzen. Gervinus (*II*^o 265) bezeichnet das Gedicht als „spät aus dem 14. Jh.“ stammend; Vilmar (*Litt.-Gesch.* A^o Anm. 107 zu S. 309) lässt es „frühestens dem Ende des 14. Jarh.“ angehören. Vor Vilmar setzen schon Hag.-Büsch. (a. a. O.) und Grimm (Heldensage, S. 280 vgl. Anm. zu S. 43) das Gedicht in das 14. Jh. Als Grenzjahre für die Entstehung des Friedrich nennt Vogt (Pauls Gr. II, 1, 356) die Jahre 1314 (Wilhelm von Oesterreich) und 1490 (Füetters Buch der Abenteuer).

Die Schriftzüge sind klein, aber klar, deutlich und ohne viele Abkürzungen, von denen der Schreiber nur ' für *r* und *er*, — für *m* und *n* kennt. Jede Seite zählt 23—25 Zeilen; die grossen Anfangsbuchstaben jeder Zeile sind, wie auch in den übrigen Hdschn., rubriziert. Für die Schreibweise von *Ia* ist zu bemerken: Die Länge von *a* bezeichnet der Schreiber durch *a*, *ā*, *ǣ* und *ä*, lässt sie aber auch unbezeichnet; die von *o* durch *ō* und *ð*. Schreibweise von *uo* ist *û*, *ü* oder selten einfaches *u*. *e* und *ä* sind die Umlaute von *a*; *ö* und *öi* die von *o*; *î*, *ü*, *û*, *ù* und *ú* von kurz *u*, die 3 letzten auch von lang *u*; *ü* von *uo*. Altes *au* wechselt mit *ou*; Umlaut ist *aiü*. Konsonantendoppelung ist ziemlich selten. Die Schärfung von *h* wird durch die Schreibung *ch*, die von inlaut. *s* oft durch Doppelung kenntlich gemacht (*gewessen*, *erlössen*.) Ausl. *z* ist in *daz*, *waz*, *allez* erhalten, sonst steht *s* und *fx* für *z*, *zz*. *w* und *v* im Anlaute wechseln häufig. (Nach Weinh. Al. Gr. S. 125 Anm. 1 nur orthogr., nicht dialekt. Eigenheit.) *w* resp. *u* lässt die Schrift zuweilen aus (*antwürten*, *geschind*).

Auch der Schreiber von *Ia* ist ein Alemanne; der Dialekt prägt sich noch stärker aus als in *W*. Neben *au* für lang *a* findet sich auch oft *au* für kurz *a* (Weinhold Alem. Gram. § 52). Wenigstens im Reime wird reines *i* dem bayr. Diphthongen *ei* vorgezogen; in der Binnenzeile stehen *i* und *ei* (*ai*, *ay*, *ey*, *y*) ohne Unterschied nebeneinander, doch haben die starken Verba der *i*-Klasse ihr *ei* resp. *ai* im *praet.* rein erhalten. Auch *û* ist durchaus geblieben, nicht so sein Umlaut, für den auch *eu* (*aiü*) eintritt. Charakteristisch für den Schreiber ist die ungemein häufige unechte Diphthongierung von *ô* zu *ou* (*si schloufz*, *er xouch*, *verloufz*, *grousser*, *frow*, *strow*, *houchmÿttig*), daneben die seltenere von *o* zu *ou* (*verlouren*, *settélbougen*). Bayrisch ist diese Diphthongierung seltener als alemannisch. (Weinh. Bayr. Gr. § 102, Al. Gr. § 71.) Daneben zeigt sich eine auch nur in *Ia* häufig eintretende Verdampfung von *ô* zu *uo* (*got lān ûch*; *schûn*, *dûn*, *krûn*), die ebenfalls alemannisch weit häufiger vorkommt,

als bayrisch (vgl. Weinh. Bayr. Gr. § 113, Al. Gr. § 78). Vielleicht beruht diese besonders in Mitteldeutschland äusserst beliebte Verdumpfung (vgl. Weinh. Mhd. Gr. § 131) auch auf Einfluss von dorthier; sonstige md. Elemente finden sich übrigens in der Hdsch. nicht. Für das Alter der Hdsch. spricht die im *pron. sū* und *dū* fast durchweg erhaltene alte fem. Endung und der Umstand, dass *tw* noch meist unverschoben ist.

Der Schreiber von *Ib* giebt eine zwar gross und deutlich geschriebene, sonst aber sehr nachlässig angefertigte Kopie seiner Vorlage. Die Zeilenzahl schwankt auf den einzelnen Seiten zwischen 16 und 25; Auslassungen ganzer Verse und Schreibfehler sind sehr häufig.¹⁾ Häufiger als in irgend einer der Hdschn. sind Abkürzungen angewandt: ' oder S = *r, er*; *ñg* = *ung*, *ˆ* = *ra* (*spˆch, pˆht*) *˜* = *n, en, m, em, l* = *el* in unbetonter Silbe (*himl, edl, engl*). Über die sonstigen Schreib eigenheiten ist zu bemerken: die Länge von *a* wird selten und nur durch *ǣ*, die von *o* durch *ō* und *ö* bezeichnet. Umlaute sind *e, ä, ö* (nicht *öi*); *ü* für kurz *u*; *û, ü* für lang *u*, wenn der Umlaut nicht, was fast regelmässig geschieht, diphthongiert ist. Echtes *au* ist häufiger als *ou*, Umlaut ist *äu, eu, öü*. Anlaut. *t* ist oft *th* geschrieben. Auslaut. *z* ist sehr häufig, selbst in Wörtern, wo nur ein einfaches *s* stehen dürfte. *s* im Inlaut ist nicht geschärft wie in *Ia*; *sch*, das dort in Lautverbindungen mit *s* wechselt, findet sich fast gar nicht.

Zeigte der Dialekt von *Ia* entschieden alem. Gepräge, so weist der von *Ib* ebenso entschieden darauf hin, dass eine alem. Vorlage von einem Bayern, dessen Sprache mit md. Elementen vermischt ist, zur Abschrift benutzt wurde. Ein Vergleich zwischen den Dialekten von *Ia* und *Ib* ergibt folgende Hauptunterschiede: *Ib* hat oft *ai* statt *a*, was in *Ia* nicht vorkommt (md., vgl. Weinh. Mhd. Gr. § 93/4); *a* und *ā* sind viel häufiger als in *Ia* zu *o* resp. *ō* verdumpft (allg. oberdeutsch,

¹⁾ So *maigt* statt *naigt*, *sann* st. *zem*, *min'* st. *nim'*, *maira* st. *maria*, *froiū an* st. *froiwen*, *ane zwerger* st. *ane zweifel*, *behilfft* st. *behielt*, *sunder* st. *stund*, *küne* st. *knie*, *gefilzen* st. *geflißen* u. s. f.

aber bayr. häufiger als alem., (vgl. Weinh. Bayr. Gr. § 56, Al. Gr. § 44). *au* statt *â* ist anfangs ziemlich häufig; die dem Schreiber ungeläufige dialektische Aussprache zeigt sich nach dem Schlusse hin immer weniger. *o* statt *u* ist in *Ia* sehr häufig, in *Ib* ziemlich selten. *ou* und *û* statt *ô* kennt der Schreiber von *Ib* gar nicht. *Ib* zieht im Gegensatze zu *Ia* den Diphthong *ei* dem *i* entschieden vor; *û* ist durchaus zu *au* diphthongiert (vgl. Weinh. Bayr. Gr. § 70), ebenso fast immer der Umlaut *iu* zu *ew*, *eu*. In *Ia* findet sich eine häufige Zerdehnung von *i* zu *ie* (*wier*, *gierd* u. a.), die in *Ib* nur Ausnahme ist; dagegen hat *Ib* mehrfach *ei* statt *i* (*sein* = *sinn*, *weill* = *will*) und statt *e* (*leiben*, *meinklich*; vorzüglich md. vgl. Weinh. Mhd. Gr. § 105 u. 7).

M. in der Kgl. Bibliothek zu München. Papier, fol. mit der Signatur: *c. germ. 5237*. Die Hdsch. stammt etwa aus der Mitte des 15. Jhs. Ein ihr angeheftetes Schlussblatt, das um 1490 geschrieben ist, spricht von kirchlichen Stiftungen einer oberbayr. Adelsfamilie Goizhaimer, in deren Besitze sich die Hdsch. befand. Später war sie Eigentum Ringks in Altorf. (Ein Vorsetzblatt enthält die Worte: „*olim Codex Rinckianus 8611, cf. Bibliotheca Rinckiana Lips. 1747, tom. II. p. 1033; Gräter, Bragur. Leipzig 1798. Bd. VI. St. 1. S. 181.*“) 1868 wurde die Hdsch. der Münchener Bibliothek einverleibt. Vgl. Germania XV. S. 356.

Die Hdsch. ist 159 Blätter stark, jede Seite zählt 24 bis 26 Zeilen. Die erste Seite ist mit reicher Ornamentik versehen. Bei Szenenwechsel, oft auch willkürlich, teilt der Schreiber Abschnitte ab, die durch eine rote Initiale kenntlich gemacht werden. Die Anfangsinitiale ist nicht ausgeführt. Am Rande ist *M* an 27 Stellen von einer fremden Hand mit Anmerkungen versehen, die den Inhalt des jeweilig folgenden Abschnittes angeben. Diese Randglossen, die von einem der oben genannten Goizhaimer geschrieben sind (vgl. zu 4821¹⁾): *schynatulander*

¹⁾ Bei Angabe von Versen wird die Zählung in *S* (Stuttgarter Hdsch.) zu Grunde gelegt.

hab ich hans goixhaimer auch des namens ain bruder gehabt dem got gnadt vnd allen glawbigen sellen), gehen jedoch nur bis zu v. 6358.¹⁾

Längen und Kürzen lässt der Schreiber unbezeichnet. Umlaute sind *e*, *ä*, *ö* und *ü*. *ü* gilt zugleich auch für *uo* und *üe*. *au* ist gewöhnlicher als *ou*. *i* und *ei* wechseln ohne Unterschied; altes *ei* wird fast immer durch *ai* gegeben. *ie* ist zuweilen durch einfaches *i* vertreten. Konsonantendoppelung ist nicht allzu häufig, *n* wird fast immer in der flex.-Endung — *en* verdoppelt. *x* ist an- und inlautend meist *tx* geschrieben, *z* resp. *zz* ist nicht erhalten. *tw* ist durchaus zu *xw* verschoben. Das über *x* und *z* Gesagte gilt auch für die f. Hdsch.

Dialektisch gehört die Hdsch. nach Bayern, wohin ja auch schon die Geschichte der Hdsch. weist. Das alem. *au* statt *â* kommt gar nicht vor, die bayr. Diphthongierung von *û* zu *au* ist streng durchgeführt und Formen wie *hufx*, *tube* bilden nur vereinzelte Ausnahmen. Auch der diphthongierte Umlaut *eu* von *û* begegnet sehr zahlreich.

S. in der Stuttgarter Kgl. Handbibliothek, Papier, fol. sig.: c. poet. germ. 3. Die Hdsch. enthält ausser unserem Gedichte noch die Erzählung von *Pontus* und *Sidonia*. Die Hdsch. trägt das Datum 1478. Der Schreiber: *Johannes Lebtzelter gegenscriber am xoll zu Geislingen*, liefert eine sehr sorgfältige Abschrift seiner Vorlage, derselben, die auch Ib und der gleich zu nennenden Hdsch. D zu Grunde liegt. Die Abschrift ist deutlich und gut, durchschnittlich 28—29 Zeilen die Seite; Schreibfehler sind verhältnismässig selten, nur 3 Verse sind aus Versehen ausgefallen. Die Länge von *a*

¹⁾ Ich führe einige derselben an:

179. *des kungs ander weib was flanea genannet.*

220. *des kungs tochter von dem ersten weib was angelburg genandt di wart zu ainem hirschlin vnd di jungkfrauen mit ir verzaubert auff irer stiefmutter haissen.*

483. *althie verflucht di kungin flanea des kungs tochter angelburg vnd zuo jungkfrauen mit ir zu dreyen hirschen.* u. s. w.

und *o* wird zuweilen durch *ä* und *ö* bezeichnet. *z* wird durch *i*, selten *y* wiedergegeben; *i* zeigt hier, wie auch in den übrigen jüngeren Hdschn., eine bunte Mannigfaltigkeit von Formen: *i*, *y*, *ei*, *ai*, *ey*, *ay*, selten *ie*. Die sämtlichen Formen begegnen im Reime zu einander. (*zeit*: *streit* 475: *nyd* 1199. *yl*: *wil* 3033, *zit*: *beit* 7851 etc., *im praeteritum*: *er schri* 425, *schreÿ* 4025, *schrÿ* 6419. *rait* 76. *ritt* 82 etc.) *au* und *ou* wechseln ohne Unterschied, *uo* wird durch *ü* gegeben. Umlaute von *a* sind *ä* und *e*, von *o* *ö*, von kurz *u* *ü*, von lang *u* *û*, *î*, *ô*; *ü* steht auch für *üe*. *ü* und *û* wechseln zuweilen. Konsonantendoppelung ist nach Längen und Kürzen sehr häufig. Einfaches *s* wird ausl. oft durch *sz* gegeben, *h* wird in- und auslaut. fast ausnahmslos geschärft. Von Abkürzungen gebraucht der Schreiber nur den Querbalken über *m* und *n* und einen senkrechten Strich über *r* als Zeichen der Verdoppelung.

Der Dialekt der Hdsch. zeigt gemäss der Heimat des Schreibers alle alemannischen Eigenheiten: *au* statt *â*, rein erhaltenes *û* etc.

D. Papierhandschrift, fol., No. 109 in der Fürstlich-Fürstenbergischen Bibliothek zu Donaueschingen. Der Schreiber nennt am Schlusse die Anfangsbuchstaben seines Namens *B. F.*, das Schreibjahr 1532 und die Anzahl der Blätter 177, doch ist Blatt 59 2 mal gezählt (vgl. Barack, Die Hdschn. zu Donaueschingen, Tüb. 1865). Die Schrift ist äusserst nachlässig; Schreibfehler, Auslassungen und Wiederholungen ganzer Verse sind sehr zahlreich. Die Zeilenzahl auf den einzelnen Seiten schwankt zwischen 19 und 25; sehr häufig, namentlich nach dem Schlusse hin, sind die Verse gar nicht abgesetzt. In orthographischer Hinsicht ist zu bemerken: Die Länge von *a*, *o* und *u* bleibt gänzlich unbezeichnet, die von *e* wird oft durch Verdoppelung, die von *i* durch *ie* oder *î* kenntlich gemacht. Die Umlaute bleiben oft unbezeichnet; sie werden sonst durch *e*, *â*, *ô*, *oe*, *û*, *û* und *ü* gegeben. Der Umlaut von *û* ist selten auch *iu* oder *ui*. Das letztere Zeichen findet sich auch für *ie* (*tuif.*) und für *ü*, wenn dieses aus *i* durch Verdampfung

entstanden ist. (*gebruist, erluitten*). *uo* wird durch *û*, sein Umlaut ebenfalls durch *ü* wiedergegeben. *û* steht in Vertretung sämtlicher *u*-Laute (*vnschûld, tûbe, ûber, fûres, schûtt* = *schaute*) und sogar statt *o* (*wûche*). Die Schreibung von *i* ist so mannfach wie in *S*. Der Konsonantismus in *D* zeigt in Vergleich zu den übrigen Hdschn. die grösste Zahl von Verdoppelungen, sogar mehrere in einem Worte z. B. *sennfftxgen*. Statt *d* resp. *t* findet sich oft *th*. Durch die Vertauschung von *m* und *n* entsteht eine häufige Verwechslung von dat. und acc. *h* ist selten geschärft, fällt dagegen aber zwischen Vokalen und auch vor Konsonanten gern aus (*bescheen, du sist.*). Für die Aussprache von *ch* ist die Schreibung *du sûschst, fridrîchs, wyschen* (= *wîchen*), *buiescher* charakteristisch.¹⁾ Nur die gebräuchlichsten Abkürzungen sind angewandt, diese aber zahlreich.

Der Dialekt der Hdsch. ist grob alemannisch, mit mitteldeutschen Elementen durchsetzt. Zu den letzteren gehören namentlich der Gebrauch von *ai* statt *a*, von *ei* statt *ie* und *e*. Für den Konsonantismus ist der Wechsel von *m* und *w* zu beachten, der besonders im *pron. wir* hervortritt (vgl. Weinh. AL. Gr. § 168 b).

H. Papierhandschrift. fol. No. 345 der Universitätsbibliothek zu Heidelberg, in Bragur VI bei Beschreibung der Hdsch. *W* als vatikanische bezeichnet; sie war von 1632—1815 im Vatikan. Die Hdsch., die frühestens der Mitte des 16. Jhs. angehört, enthält 379 Blätter und überliefert ausser dem Friedrich, der auf den letzten 199 Blatt steht, auch noch den Lohengrin. Der „Friedrich“ ist mit 107 Bildern ausgemalt, deren jedes eine Überschrift trägt.²⁾

¹⁾ *sch* statt */x* findet sich einmal in dem Worte *fraischlich*.

²⁾ z. B.: vor v. 61 *hy rytt fridrîch zu holcx vnd wolt jagen*. 111. *hye legt sich fridrîch schlaffen*. 355. *hy kumpt angelburg, malmelo vnd salme zum kûng etc.* Ein vollständiges Verzeichnis der Überschriften giebt Adelung, Nachrichten über altd. Ged. 1796 II, 109 ff. Dasselbst

Die Quantität der Vokale bleibt unbezeichnet, nur *e* wird oft durch Verdoppelung gegeben. Umlaute sind *e*, selten *ä*, *ö*, für dieses vereinzelt *û*, *ü* für kurz, *ui*, *uw* oder *ü* für lang *u*. Wird der Diphthong *uo* überhaupt wiedergegeben, so geschieht es durch *ü*, *uo*, *û*, *ue* und *ûe*. Die schwankende Schreibweise charakterisiert ein doppelt geschriebener Vers, in dem einmal *styfmutter*, dann *stieffmueter* steht. Umlaut von *uo* ist *üe* und *ü*, von *au* (*ou*) *oü*, *eü*, *ew*. Konsonantendoppelung ist seltener als in den letztgenannten Hdschn. Auslaut *z* ist vereinzelt erhalten, statt *tx* ist *cx*, statt *ck* meist *kh* geschrieben. *h* ist zum Teil geschärft, zum Teil fällt es.

Der Dialekt von *H* zeigt in seiner Mischung oberdeutscher, namentlich bayrischer, und mitteldeutscher Bestandteile in mancher Beziehung ein moderneres Gepräge. Speziell alem. Eigenheiten, wie *au* = *ä* finden sich nicht, abgesehen von der alem. Deminutivendung *—li* (*gen. —les*: *xwerglj*, *löchles*; vgl. Weinh. Mhd. Gr. § 252. Al. Gr. § 270). Bayrisch ist im Vokalismus die strenge Durchführung der Diphthongierung von *û* zu *au* und der zahlreich wiederkehrende diphthongierte Umlaut von *û*. Mitteldeutsch ist namentlich die in der Mehrzahl der Fälle durchgeführte Monophthongierung von *uo* und *ie* zu *u* und *i*. (Weinh. Mhd. Gr. § 73 und 131.) Für den Konsonantismus ist der ausgedehnte Wechsel von *b* und *w* in praefix — (*we* — *sunnen*, — *nomēn* etc.) und in Stamm-Silben (*widenthalben*, *erberwen*, *bürczel*, „*ich belt e das mein hercx wrech*“) zu beachten. (Vorzugsweise bayr. vgl. Weinh. Bayr. Gr. § 124 und 136.)

Als Entstehungsort der Hdsch. ist ein Grenzgebiet zwischen Bayern und Mitteldeutschland anzunehmen, das aber nicht so weit von dem alem. Gebiet entfernt war, dass sich nicht auch dialektische Beeinflussung von dorthier geltend gemacht hätte.

auch Anfang und Ende gedruckt. Zwei weitere Stellen dieser Hdsch. bringt Hag-Büsch., S. 188. Irrtümlich ist die Ansicht von Gervinus II⁶ 264 Anm. 318, dass der Auszug im Bragur und in v. d. Hagons Germania VII aus dieser Hdsch. stamme. (vgl. S. 5.)

Den Inhalt¹⁾ des von den Hdschn. Überlieferten bildet die Geschichte eines schwäbischen Herzogssohnes Friedrich, der auf der Jagd eine verzauberte Prinzessin, Angelburg, findet. Nach mancherlei Abenteuern erlöst er dieselbe, führt sie in die Heimat zurück und lebt dort nach der Vermählung mit ihr in Freude und Glück. (I.) Mit dieser Erzählung ist eine zweite von Friedrich und einer Zwergkönigin Jerome eng verbunden. Vor der Erlösung Angelburgs hatte Friedrich eine Zeit lang bei dieser Jerome in einem Berge gezwungener Weise gelebt, war aber dann endlich entflohen. Nach Angelburgs Tode wird zwischen Friedrich und Jerome, und zwar auf Angelburgs Wunsch, eine regelrechte Heirat vorgenommen. (II.)

I umfasst die Verse 1—2385, 3703—6620, 6915—77 (resp. 84); die übrigen Verse überliefern die Erzählung II. Ich halte diese ganze letzte Erzählung für eine von einem zweiten Verfasser stammende und später ein- resp. angefügte Interpolation. Die Gründe für diese Behauptung lege ich im Folgenden dar.

I ist eine Zusammenstellung von allerhand Sagen- und Märchenstoffen: Verzauberungen in Hirsch- und Taubengestalt, wunderbares Verlieren und Wiedererlangen des Augenlichtes, unsichtbar machende Wurzeln, mächtige Kämpfe, die nur mit Hilfe wunderkräftiger Ringe bestanden werden können, das sind die Stoffe, die den Inhalt des einen Teiles des Friedrich bilden. Sie sind formell oft roh, inhaltlich aber geschickt und ohne inneren Widerspruch miteinander verbunden, sodass trotz aller Unwahrscheinlichkeit der Inhalt der Erzählung nicht den Charakter des Möglichen verliert.

Auch II behandelt wenigstens zum Teil einen Märchenstoff, die Gefangenschaft Friedrichs bei den Zwergen und die

¹⁾ Inhaltsangaben s. bei Gräter, Bragur VI und VII a. a. O. Uhland. Schr. I, 488 ff.

Erlösung aus dem Berge mit Hilfe des zauberwirkenden Steines, und passt insofern zu dem Inhalte von I. Die Einheit wird aber zerstört durch den Widerspruch, der im Charakter des Helden in I und II hervortritt. In I beweist Friedrich eine unerschütterliche Treue gegen Angelburg, er lässt um ihretwillen Heimat und Eigentum im Stiche, schlägt Osannas und Pragnets Hand aus und verlässt Turneas Dienst, obwohl er weiss, dass er dadurch sofort in die grösste Not gerät. In II sträubt er sich zwar auch anfangs gegen Jeromes Liebeswerben; diesmal hält seine Treue aber nicht Stand, und sein Widerstand ist bald gebrochen. Sodann: Vor der Hochzeit Friedrichs mit Angelburg kommt plötzlich Zipproner, die Tochter Friedrichs und Jeromes, an seinen Hof und bleibt dort, ohne ein einziges Mal ein Verlangen nach ihrer wirklichen Mutter zu zeigen, bis zum Tode Angelburgs. Kurz vor ihrem Ende nimmt diese ihrem Manne im Beisein Zipproners und ihres Sohnes Heinrich das Versprechen ab, er solle nun schleunigst Jerome, eine Frau, von der sie annehmen muss, dass Friedrich sie nicht liebt und auch nie geliebt hat, heiraten — damit Zipproner, die beiläufig 20 Jahre alt ist, ein „*eekind*“ werde und standesgemäss heiraten könne! Zipproner selbst, die doch das meiste Interesse an dieser Heirat haben musste, zeigt keineswegs ein grosses Verlangen, zu ihrer Mutter zurückzukommen; Heinrich vielmehr muss den Vater an das der sterbenden Mutter gegebene Versprechen erinnern und drängt seinen Vater ganz energisch zur Heirat. Die einst so schnöde verlassene Jerome aber lässt sich zwar eine Zeit lang bitten, wird dann jedoch bald erweicht und gewährt Friedrich volle Verzeihung. Sie, deren Hände und Füsse seinerzeit vor Leid *„erkrumpt“* waren, und die 20 Jahre nicht hatte gehen und stehen können, wird nun sogar vor Freude über Friedrichs Rückkehr plötzlich gesund und preist sich endlich noch glücklich, dass Friedrich einst von ihr geflohen — weil sie sonst nicht einen so guten Sohn wie Heinrich bekommen haben würde. Dieser Gegensatz im Charakter Friedrichs in beiden Teilen, diese Geschraubtheit

der Motivierungen, diese Widersprüche zu allem natürlichen Empfinden, in die das Handeln Angelburgs, Heinrichs und Jeromes tritt, lassen sich eben nur dadurch erklären, dass ein späterer Bearbeiter das Jerome-Abenteuer auf irgend eine, wenn auch noch so gewaltsame Weise mit I verknüpfen wollte. Der Bearbeiter wollte vielleicht ursprünglich eine ganz selbständige Arbeit im Anschlusse an die ihm vorliegende geben, eine Art Fortsetzung, wie sie auch manche andere Dichtungen erfahren hatten; er wurde aber wohl mit seinem Plane nicht fertig und verarbeitete nun sein Machwerk in das andere hinein.

Für eine spätere Einfügung sprechen auch formelle Gründe. Der erste Teil von II, der in I zwischen die Kriegsthaten Friedrichs bei Osanna und bei Turneas fällt, ist beispiellos ungeschickt eingefügt. In den beiden genannten Abenteuern ist Friedrich durch seine Armut gezwungen, sich einem fremden Willen zu unterwerfen; dasselbe Motiv ist hier in ungeschickter Weise zum dritten Male verwandt, und das Jerome-Abenteuer wird sogar z. T. mit denselben Worten eingeleitet, wie das Turneas-Abenteuer:

*sein leben ward im vnmär,
jedoch so wolt er gotz nie vergessen,
frü vnd spaut dient er im gemessen.*

(2384 ff., 3702 ff.)

Ferner: Der Schluss von I und II wird beide Male auf gleiche Weise mit seinen Hochzeiten und der Beschreibung des darauffolgenden glücklichen Lebens durchgeführt. Ein drittes, äusseres Moment bietet endlich die Inkonsequenz in der Namenführung. In den beiden obengenannten Abenteuern nimmt Friedrich in den Hdschn. *W* und *I* den Namen Wieland an. Ich komme später auf diesen Namen zurück und bemerke hier nur, dass die Ursprünglichkeit des Namens nicht abzuweisen ist. Wenn sich nun Friedrich einmal, ob mit Grund oder nicht, den fremden Namen auf seinen Wanderfahrten zulegt, so müsste er sich auch konsequent so nennen. In den zu I gehörigen Abenteuern aber heisst er Wieland, während er in dem dazwischen ein-

geschobenen Jerome-Abenteuer mit seinem richtigen Namen erscheint. Er hätte aber auch hier wenigstens bis zu dem Augenblicke, wo er sich in dem Briefe an Jerome zu erkennen giebt, den Namen Wieland beibehalten müssen.

Auch die verschiedene Art der Behandlung des Stoffes in I und II zwingt, eine Verfasserschaft seitens mehrerer Dichter und damit eine spätere Einfügung von II in I anzunehmen. Die nüchterne und glatt durchgeführte Erzählung in I ist zwar breit gehalten, aber kaum weitschweifig zu nennen. Wiederholungen kommen nur selten vor. Finden sich solche, so werden sie durchweg massvoll kurz gehalten, und eine wörtliche Wiedergabe wird nur ganz ausnahmsweise angewandt. Die längsten Rekapitulationen finden sich z. B. 4960 ff., wo Angelburg nach ihrer Rückkehr in die Heimat in 20 Versen ihre, Osannas und Pragnets Erlösung erzählt, ferner 6441 ff., wo der Zauberer Jeroparg in cc. 80 Versen das Geständnis seiner und Flaneas Schlechtigkeiten ablegt; etwa 30 von diesen Versen sind dem Früheren fast wörtlich entnommen. Ausser diesen beiden Stellen finden sich nur ganz einzelne Verse inhaltlich oder wörtlich wiederholt. In der eingeschobenen Erzählung II dagegen ist die Ausführung durchweg eine ermüdend weitschweifige, und Wiederholungen aller möglichen Parteen sind äusserst zahlreich. Für die Wiederholungen kommt namentlich der Brief Friedrichs an Jerome (3275 ff.) in Betracht, der in mehr als 200 Versen, die zur Hälfte dem Anfange von I wörtlich entnommen sind, Friedrichs Schicksal vom Anfange bis zur Verwandlung Angelburgs in Taubengestalt bringt. Als Beispiele der Breite in II vgl. die Stelle 3575 ff., wo Jerome in 70 Versen den einen Gedanken: „*we mir armen, mein säld ist begraben, kain fröd kan ich mer haben*“, variiert (*W* hat 17 Verse weniger); ferner die Verse 7181 ff., die Friedrichs Klage um den grossen Verlust, den er durch Angelburgs Tod erlitten hat, in 48 Versen enthalten, eine Klage, die einige Verse weiter nochmals mit 24 Versen (die freilich in *W* fehlen) fortgeführt wird. Als Friedrich Jeromes Verzeihung erleben will

(7373 ff.), spricht erst Heinrich in 41 Versen, dann Zipproner in 46 Versen für den Vater, dann folgt Friedrichs Bitte selbst in 26 Versen. Jerome will nun Friedrich die erbetene Verzeihung zuteil werden lassen, wird aber durch Mamelona und Salme unterbrochen, die auch ihre Bitte in 16 Versen anbringen. Dabei werden die Kinder sowohl als die beiden Frauen von Jerome mit denselben Worten empfangen:

*jerome die fraüen (kinder) anesach,
vil güttiglich sy da sprach:
baid sölt ir mir gotwilkommen sein,
gern sechent ouch die ougen mein.*

(7481 und 7557. Die Bitte Mamelonas, die in *W* fehlt, kann möglicherweise auch von einem Überarbeiter stammen, ebenso die vorher genannten in *W* fehlenden Verse. Vgl. weiter unten den Abschnitt über die Filiation der Hdschn.). Darauf findet die Versöhnung endgültig statt. Trotzdem muss nun Heinrich auf Veranlassung Zipproners noch einmal für den Vater Gnade erbitten, und es folgen so noch 16 Verse. Die ganze Versöhnungsscene allein umfasst über 400 Verse. (7306—7730.)

Die schmucklose Erzählungsart von I, die fast nur Handlungen aneinander reiht, zeigt sich auch in der gänzlichen Unfähigkeit des Verfassers, die seine Personen umgebenden Gegenstände hervorzuheben. Folgt er auch in seinen Motiven stellenweise, wie wir sehen werden, Konrad von Würzburg, von seiner Kunst und Manier hat er nichts übernommen. Man vergleiche nur den ersten Abschnitt des Friedrich, der inhaltlich aus dem *Partenopier* stammt, mit diesem und betrachte neben der grossartigen Darstellung des Zauberschlosses im *Partenopier* diejenige des Hauses, in welches Friedrich von dem Hirsche gelockt wird. Von diesem hören wir nichts weiter, als dass darin *wiltpret, wein, brot vnd fisch* auf dem Tische stehen. Man halte neben die üppige Schilderung des Schlafgemaches im *Partenopier* die Beschreibung aus dem Friedrich, wo nur gesagt wird, dass

*er kam in ain schön kemmenat,
da vand er allen rat,
ain bett vil wunnendlich. (107 ff.)*

Wie köstlich und reich sind bei Konrad die Kleider, Waffen, Geschenke, die der Held von Meliur bekommt! Friedrich erhält — es ist das die reichste Schilderung, die I aufzuweisen hat, — von Osanna ein Ross:

*besser denn hundert marck;
es ist schön vnd starck; . . .
das aller best stechlin gewandt,
das ie kain fürst trüg,
es ist so schön vnd klüg
vnd gemacht zü Armenia. (1962 ff.)*

Wie reich beschenkt entlässt Meliur ihren Partenopier, als es ihn zu der verhängnisvollen Heimfahrt drängt! Friedrich aber empfängt beim Abschiede von Osanna einfach *ain xerung* (2344).

Zeichnet sich nun auch II keineswegs durch eine so lebendige, prunkvolle Schilderung aus, wie wir sie bei den besseren Dichtern finden: reicher, als der Verfasser von I, weiss der von II denn doch alles darzustellen und auszuschnücken. Man vergleiche folgende Stellen: Als Zipproner an Friedrichs Hof zieht, heisst es von Jerome:

*edel gestain vnd golt vngexelt,
darzü vil grofze richait
sie vff die tochter lait;
vnd vil richer present
sj mit der tochter darsandt.
nie ward erhört
mit ainer tochter gesandt so richer hort,
noch nimmer wirt gesendt,
vntz der jüngst tag wirt vollent. (6694 ff.)*

Bucktzinos, ein Zwergfürst, tritt vor Friedrich:

*sein harnasch was von gold rot;
amor, venus, cupido im das bot,*

*das er fñrt ain guldin schilt,
der mit spern nie ward verxilt. (6945 ff.)*

An Geschenken bringt Zipproner mit:

*ain halsband, darin lag ein stain,
ain karfunckel edel und rain,
da neben manig diemant,
rubin vnd thñris tñr erkannt,
besser dann ains gantzen lands wert (6797 ff.)*

und dem Vater:

*dem gab sñ bund hermlin vnd pfell
vnd manig reich klainat hell. (6805 ff.)*

Als Friedrich zu Jerome kommt, da

*hett man (sie) tragen vff ain schönen plan,
von schönen rosen wolgetan,
in ain sessel, der was kostlich,
mit edelm gestain gefloriert maisterlich. (7375 ff.)*

Tritt also auch in dieser Beziehung ein unverkennbarer Gegensatz zwischen I und II hervor, so auch noch in einem anderen Momente, dem religiösen. In I und II sind Anrufungen Gottes ungemein häufig; während sie aber in I regelmässig nur wenige Verse umfassen (nur 6364—92 findet sich ein längeres Gebet Angelburgs) und dabei ganz allgemein gehalten sind, nehmen die Gebete in II meist einen längeren Umfang an und gehen dabei durchweg, was in I gar nicht der Fall ist, auf Bibelstellen zurück, die in Vergleichsform herangezogen sind. (Die Vorliebe des 2. Verfassers, der in I noch mehrfach interpoliert hat, für Vergleiche zeigt sich besonders auch noch in den offenbar später zugefügten Versen 1385—1447, 1454—1479, 1501—73, über die weiter unten noch die Rede sein wird.) Solche Gebete finden sich z. B. 2884—2914: Wie Gottes Gnade sich an dem frommen Jonas zeigte,

*der in dem mer im visch genafz
vnd doch drñ tag darin was gelegen,*

wie Gottes Allmacht sich an Daniel kund that, der „für die leo geworffen ward“ — so möge sie sich auch an Jerome

erweisen. 2976—87: *gott, „der vß dem paradyß verstieß adam vnd eva . . .“*, dessen Gnade wolle nicht lass sein über Jerome und deren Kind. 3011—17: So unwandelbar die Chöre der Seraphin und Cherubim sind, die Gott im Anbeginne schuf, so unwandelbar soll Friedrichs Zuneigung zu Zipproner sein. 3483—97: Gott, der in seiner Kraft und durch seine Allmacht die ganze Welt schuf, der soll durch dieselbe Allmacht Zipproner vor allem Leide bewahren. 7395—7415: Wie Gott sich über die armen Seelen in der Vorhölle erbarmte, so soll er sich auch über Jerome erbarmen. 7499—7510: Jerome soll demütig sein, wie die Mutter Gottes, die sich mit den Worten: *„desß hern diern ich bin“* auf Gabriels Botschaft hin bereit erklärte, Gottes Willen Folge zu leisten; auch sie soll ihren Stolz beiseite lassen und Friedrich verzeihen.

Das Angeführte läßt meine Behauptung, die ich in Bezug auf die Abfassung des Gesamtromans durch zwei verschiedene Dichter aufstellte, wohl nicht als unbegründet erscheinen. Es ergeben sich ausser dem Dargelegten auch noch einige, freilich nur geringe sprachliche Unterschiede, die meiner Beweisführung eine weitere Stütze gewähren; dieselben sollen weiter unten noch besprochen werden. Endgültig entscheidet aber für meine Behauptung die Verfassung der Hdsch. *I*, die ja, wie oben gezeigt, von 2 Händen zu verschiedener Zeit geschrieben ist. Die ältere Hand *I^a* (vgl. S. 7 Z. 15) enthält nämlich das Jerome-Abenteuer gar nicht, sondern nur die Erzählung *I*, und auch die beiden einzigen Stellen in *I*, an denen die übrigen Hdschn. Jerome ganz vorübergehend erwähnen (4198—4208 und 4727—4733), fehlen in *I^a*. Die Hand bricht jedoch einige hundert Verse vor dem von mir angesetzten Schlusse von *I* (vgl. S. 15 Z. 13) ab. Der jüngere Schreiber fand nun meiner Ansicht nach das Bruchstück vor und wollte, um ein fertiges Ganzes zu erhalten, den fehlenden Schluss aus einer anderen Hdsch. hinzufügen. Diese Hdsch., aus der er die Ergänzung vornehmen wollte, enthielt aber das Gedicht in der durch *II* erweiterten Fassung; daher konnte er das Bruchstück nicht zu Ende führen,

ohne auch den ersten Teil des Jerome-Abenteuers, der nicht fehlen durfte, wenn der Schluss seiner Vorlage zu dem Inhalte des Bruchstückes passen sollte, in der Mitte desselben einzufügen. Diese Einschiebung musste nach den schon erwähnten Versen 2382—5:

*sein leben ward im vnmär,
jedoch so wolt er gotz nie vergessen,
frü vnd spaut dient er im gemessen —*

stattfinden, denselben Versen (vgl. S. 17 Z. 20), mit denen auch das Turneas-Abenteuer beginnt. Sie standen als erste Verse auf der ersten Seite des letzten Blattes der 4. Lage (vgl. S. 7 Z. 1 ff.); daran schlossen sich ursprünglich in *I^a* die Verse 3703—48 (Anfang des Turneas-Abenteuers; mit v. 3749 beginnt die 9. Lage). Die 3 obigen Verse mit den 45 Versen des Turneas-Abenteuers ergeben zusammen 48 Verse; dass aber gerade 48 Verse auf dem Blatt stehen konnten, ergibt sich aus der S. 8 Z. 3 angegebenen Durchschnittszahl der Verse auf den einzelnen Seiten von *I^v*. Den Anfang des Turneas-Abenteuers musste der einfügende Schreiber von *I^b* an dieser Stelle tilgen; es ging das nur so, dass er das letzte Blatt der Lage 4 und mit demselben zugleich das erste Blatt dieser Lage, das ja ebenfalls (vgl. S. 7 Z. 1 ff.) von dem zweiten Schreiber stammt, vernichtete. Er richtet sich dann mit seinem Schreiben so ein, dass der erste Teil des Jerome-Abenteuers und die von ihm vorher getilgten Verse 3703—48 drei Lagen füllen; sein letzter Vers auf dem Schlussblatte der 7. Lage ist derselbe, mit dem *I^a* zu Beginne der 8. Lage die Erzählung wieder aufnimmt.

Dem Schreiber von *I^b* fiel die Inkonsequenz in der Namenführung (vgl. S. 17, Z. 26 ff.) noch weniger auf, als dem von *W*; er nennt Friedrich gemäss seiner Vorlage auch noch in den Versen, die er von dem Turneas-Abenteuer zu schreiben hat, (3703—48) mit seinem eigentlichen Namen, während einige Verse weiter in *I^a* wieder der hier konsequent geführte Name Wieland erscheint. Dass dann im Folgenden das Bruchstück,

dessen Ergänzung er vornimmt, Jerome an den beiden erwähnten Stellen (vgl. S. 22, Z. 27) im Gegensatz zu seiner Vorlage nicht nennt, mag ihm wohl ganz entgangen sein; und hat er es bemerkt, so ist es ihm zu viel Mühe gewesen, ganze Blätter abzuschreiben, nur um die wenigen Zeilen einfügen zu können. Die Jerome-Erzählung schwebt demnach hier vollständig in der Luft und steht mit der Erzählung I in gar keinem Zusammenhange mehr. Dort, wo *Ia* abbricht, fährt der Schreiber von *Ib* mitten auf der Seite fort und führt die Gesamterzählung nach seiner Vorlage zu Ende. Hätte der Schreiber von *Ia* nicht vor dem Ende seine Erzählung abgebrochen, so würde diese ihren Schluss sicher an der von mir angegebenen Stelle gefunden haben, da mit den verschiedenen Hochzeiten und der Schilderung des darauf folgenden glücklichen Lebens ein natürlicher Abschluss erreicht war. (Einige, den Schlussversen des Gesamtromans analoge Verse, die ursprünglich wohl vorhanden waren, musste der Bearbeiter selbstverständlich tilgen.)

Die Sprache in den beiden Teilen der Dichtung weist, wie oben bemerkt ist, keine grossen Unterschiede auf. Der Umstand, dass die meisten und zugleich die ältesten und besten Hdschn. in alem. Dialekte überliefert sind, lässt schon darauf schliessen, dass die Verfasser sich dieses Dialektes bedient hatten; eine Reimform beweist diese Vermutung ganz klar. In beiden Teilen findet sich nämlich ein ziemlich häufiger Gebrauch von alem. *au* = *â* zu echtem *au*, ein Reimgebrauch, der bei einem Bayern oder Mitteldeutschen nicht vorkommen konnte. Die bez. Reime sind in I: *rauffen*: *schlauffen* 123, *oug*: *plaug* 1291, *gaub*: *geloub* 1999, *schwauben*: *gelauben* 4273, 4883, 4999, 5113; in II: *enschlauffen*: *rauffen* 3315, *schwauben*: *erlauben* 6991, *verkouffet*: *schlauffet* 7203. *au* = *û*: echtem *au* dagegen begegnet gar nicht, wohl aber, was für die monophthongische Aussprache des *û* beweisend ist, ein Reim *güt*: *lut* 6419, *truren*: *muren* 1009 (beide in I.).

Ebenso findet sich der diphthongierte Umlaut *eu* von *ü* nicht im Reime zu echtem *eu* resp. *äu*. Die Diphthongierung des langen *i* kennen beide Dichter, da sie echtes *ei* (*ai*) zu dem neuen *ei* (in den Hdschn. oft nur *i* geschrieben) reimen, so in I: *pein*: *gehaime* 1001, *mein*: *allain* 1829, *reiten*: *verlaitten* 919, *baitten* 3945, *wainen*: *erscheinen* 6471; in II: *haim*: *mein* 3411, *sein* 6969, *ainen*: *erscheinen* 6935 etc. Der Oberalemanne sträubte sich gegen diese Diphthongierung, während der Schwabe sie wie der Bayer ohne Unterschied neben *i* gebrauchte. Die alem. Heimat der Verfasser beschränkt sich daher auf ein niederalem. Gebiet. Ich komme im Folgenden auf die Heimat noch einmal zurück.

Immerhin ergeben sich im Reimgebrauche der Dichter einige Unterschiede, die den obengeführten Beweis der verschiedenen Verfasserschaft weiter zu stützen geeignet sind. Im Folgenden werden die sämtlichen Reimungenauigkeiten von I und II vergleichend neben einander gestellt. Für die stark vom Dialekte beeinflussten Verfasser freilich sind es oft keine Ungenauigkeiten, zumal wenn man die späte Abfassungszeit (nach 1312. s. weiter unten) in Betracht zieht.

In I reimt

a : *â* *an* : *ân* 4189 : *hân* 4329 : *lân* 1169, : *stân* 2090;
-tân : *man* 4165, *offenbar* : *xwâr* 4289, *gar* : *wâr* 1051,
wâren : *bewarn* 717, *rât* : *statt* 5649, *sagen* : *mâgen* 5355,
vrâgen : *sagen* 929, *nacht* : *brâcht* 909 etc.

a : *o* *fart* : *kort* 1573 (*kart* I.).

â : *o* *kâmen* : *vernommen* 4051; sonst nur vor *n* : *davon* :
gestân 1277, : *hân* 1961 etc.

â : *ô* *hân* : *lôn* (subst.) 4167.

au (= *â*) : *ô* *nôt* : *taut* 4834.

â : *u* *frum* : *rûm* 5891 (*rum* M *run* W.).

â : *ou* *lâgen* : *ougen* 4671.

aiû : *dâ* 5317.

a : *e* *widerwartt* (*en*) : *verkert* 6107.

Alle *e* reimen zu einander:

ë : e ërdt : hert 447 : pferd 775.

wërd : hert 3433. stett : (ge) bëtt 541.

ë : ê hër : mër 773 : kêr 1189.

ër : gewër 689 : begër 1075. wërd : kêrt 439.

: geêrt 6857. êrn : gewërn 6001, gërn : kêren 1217 etc.

ë : ae hër : maer 5043 : schwaer 1339

gër : schwaer 5405. wërd : gebaerd 3749.

ë : oe enbëren : hoeren 4391. erloesen : wësen 1482.

loesen : gelësen 1763.

her, herrn, herren reimen kurz und lang, herre nur lang.

her : gewër 5377 : gër 357. : sër 261 : mër 673.

herrn (herren) : kêren 1891 : êrn 5049 : vern 171.

ferren : herren 1775.

herre : lêre 53 : kêre 5133 : sêre 5515.

e : ê wern : kêren 3425.

e : ae het : staet 2325. geret : staet 5535. hert : gefaerd 1295. geslecht : geschmaecht 2033.

e : ae sër : maer 1921. hër : waer 4899. versëren : beschaeren 4739.

e : oe êren : hoeren 449. kêren : betoeren 4341.

Irrationales e in der Endung -er reimt zu e und ae :

zouberer : swaer 1095, brüder : maer 1659. prediger :

maer 4085 (: sicher I) häller : vnmaer 2383 : schwaer

6599. frommer : êr 4123. stiefftochter : hër 5239 etc.

e : i iren : kêren 5941 (lëren : k. W) Mompolier : sër 5983

(sonst reimt M : zier 5841 : wir 5331).

i : i sich : -lich 93, 109. mich : -lich 6381. herin : pîn 3989.

Kurzes i zu einer Steigerung von i oder e ist häufig :
mein : gewin 5663. wein : darin 6111, in : vnrain 5283,
reiten : bitten 1801.

i : ie nit : liecht 1103 (sucht : lycht I).

i : ü fürst : frist 663.

i (= ü) : iu dirre : fiure 1625.

i : u wunden : überwinden 6415 (: yberwunden W).

ei : iu reitten : bediutten 1575.

ai : e norwegen : faigen 4917 (: degen W).

o : ô nôt : got 4377, gebot : tôt 641

— hôt : wortt 1897 : mord 6533.

widerbotten : tötten 3811 : rötten 4807

hôt : noch 4312 etc.

o : u kommen : vernumen 1839 etc.

ô : uo tûn : lôn (subst.) 4119 : vnschôn 5459.

uo : u mûmen : unfrumēn 5579.

uo : û gût : lût 6419.

üe : i brüeder : ritter 981 (gemacht : ritterschaft I).

üe : uo brüeder : luoder 799.

Konsonantisch ungenau sind ff. Reime

d : t erkantten : hañden 375.

werden : behörten 5935 (schwaben : behalten M).

Konsonanten in Verbindung mit t reimen zu einfachem
t : gehept : stett 4775, nit : liecht 1103 (sucht : lycht I),
xüversicht : nit 1263, tüst : güt 2015 (tüt : g. W. I.),
begerst : gewert 4587;

zu anderen Konsonantenverbindungen mit t : fürsten : fürchten
1641, magt : gehapt 5077, gibst : bist 6371 (W fehlt).
juristen : witzen 6491 (: listen MH), kraft : macht 4291,
macht : zaghaft 5905; zu Konsonanten(verbindung) ohne
t : gejägt : hegk 499. vngemach : macht 1357 (: krafft
W I M H). lident : schneiden 3819, nöttent : tötten
4417 (W fehlt).

s : ursprl. 3 beweisen : reisen (= rîzen) 647. was : mafz
883 : safz 87 : das 137 etc.

-en : e trutten : überlutte 848. willen : stille 1359 wenn-
den : hennde 2359 etc.

m : n kam : -man 965, : stân 1587, nam : hindan 4399:
pein : gehaim 1001, im : gewin 1655. frommen : ver-
sunnen 4547, gunnen 5557. kommen : besunnen 945.

ch : s : geschechen : gelesen 507 (wesen : g. I gelesen fehlt W).
stachen : lassen 989.

g : s wegen : gelesen 308 (wesen : g I W M H).

ff : ss schlauffen : laussen 505.

g : b leg : streb 443. oug : geloub 673. tegen : leben 4067 (eben : l. W.) legen : geben 4157. wegen : leben 4239 etc.

Einige einzelstehende Reime sind noch:

*arm : här 4327, wauppen : traffen 6161 (M H fehlen), ein-
ander : flammen 6257. fürst : frist 663. trostung :
komm 4937.*

Von diesen in I erscheinenden Ungenauigkeiten kennt II nicht die ff.: *â : u : ou, a : e, i : ü : u, i (= ü) : iu, ei : iu, ai : e, uo : u : û, üe : i*; von den konsonantischen erscheinen nur in I *d : t, g : s* und die einzelstehenden Reime. Die übrigen unreinen Reime finden sich sämtlich in II wieder; besonders noch Beispiele anzuführen habe ich für überflüssig gehalten, da ein Blick in die Ausgabe die Richtigkeit des Gesagten beweisen wird. Ausser diesen Unregelmässigkeiten finden sich aber eine Reihe Reime, die wiederum nur II angehören.

Während sich *â (au)* im Reime zu *ö*, ausser in einem mehrsilbigen Worte, in I nur vor *n* findet, kommt es in II auch vor anderen Konsonanten vor: *hort : brächt 7361. gebot : spaut 2847 (fehlt W) 7513. got : spaut 7073 (fehlt W durch Corruptel).*

u : a oben nicht, hier *sun : dan 7353* (und ausserdem in einer der obengenannten — vgl. S. 21, Z. 28 — interpolierten Stellen *sun : hindan 1427*).

û : â in I nicht, hier *tûn : verstûn 31 1 : hân 3681 : lân : 3279, 7291.*

aiw : iu : fraiwen : getriuwen 8037.

Irrationales *e* in der Endung *-er* reimt hier auch kurz: *xipproner : gër 7069 : gewër 7111, 7485 : hër 7383, 7739.* Das fem.-suff. *-in (= -inne)* reimt in I nur kurz; v. 1417 und 1521, zu interpolierten Stellen gehörig, reimen es lang: *mein : künigin, sein : haidenin.*

Konsonantisch ungenaue Reime, die nur in II vorkommen, sind

ng : nn brängen : entrinnen 2631, 2637, 2739, 3245 :
sinnen 7799.

-en : el gefangen : angel 3197.

-nd : -ng kind : jüngeling 3365.

ll : lm erschellen : gelmen 6721 (*gellen M, gelm W*).

-ds : d munds : stund 7109. *bilds : wild* 7439 (*bild : w. W*).

Rührender Reim ist, abgesehen von den Reimen auf *-lich, -rich, -kait* in beiden Teilen nicht häufig, in II noch seltener als in I. Durch 4 Verse durchgehender Reim findet sich in I an 2 Stellen, 887 ff. (in I sind die Verse durch ein Reimpaar getrennt) und 6091 ff. (nur in W vollständig überliefert). II hat keinen Reim, der sich über mehr als 2 Zeilen erstreckt; das einzig vorkommende Beispiel 7779 ff. gehört nur einzelnen Hdschn. an.

Die sämtlichen Reimungenauigkeiten kommen auf dem gesamten oberdeutschen Gebiete vor und berechtigen nicht dazu, die Verfasser daraufhin einer bestimmten Landschaft zuzuweisen. Höchstens die Reime *ng : nn* und *nd : ng* in II können vermuten lassen, dass der Verfasser von II von bayr. oder mitteld. Seite beeinflusst wurde, da wenigstens erstere Reimform bayr. und md. häufig (Weinh. Bayr. Gr. § 170, Mhd. Gr. § 201), letztere md. häufig, aber auch alem. nicht ganz unbekannt war. (Weinhold, Mhd. Gr. § 201, Al. Gr. § 180).

Ich füge an dieser Stelle das Nötigste über die Metrik unseres Gedichtes an. Ausführlicheres und eine Vergleichung der beiden Teile in dieser Hinsicht wird Aufgabe einer eigenen Arbeit sein.

Der zu Grunde liegende Vers ist der 4-hebige, der regellos mit dem 3-hebigen wechselt.

5- (oder gar 6-) hebige Verse¹⁾ sind selten, aber in II

¹⁾ Vgl. v. B. 1053⁴:

*xü schwaüben in dem Länd
ön gefärd ist es geschéchen öne schänd
(geschícht aün gefaür aün álle schánd. J.)*

etwas häufiger, als in I. In vielen Fällen scheinen aber die mehr als 4-hebigen Verse nur den Schreibern anzugehören, da die Lesarten gerade dieser Verse am meisten schwanken.

Dasselbe gilt von den in *W* vereinzelt vorkommenden 2-hebigen Versen, mit deren Überlieferung *W* allein dasteht; es ist eine in *W* auch sonst nicht allzu seltene Kürzung anzunehmen.¹⁾

Der Auftakt, der auch fehlen kann, ist 1- oder 2-silbig; durch Annahme 3-silb. Auftaktes lassen sich einige mehr als 4-hebige Verse auf das Mass von 4 Hebungen zurückführen.²⁾

Die 1- oder 2-silbige Senkung kann fehlen. Schwebende Betonung ist besonders zahlreich im Reim bei 2-silb. Wörtern auf *-er* (*frómmèr : èr* 4123). Die Reime sind meist stumpf. Die übergrosse Zahl der stumpfen Reime erklärt sich durch die regelmässige Apokope des Endungs-*e* selbst nach langer Silbe. Erhaltenes *e* ist nur Ausnahme. Neben der Apokope ist auch die Synkope nach langer und kurzer Silbe ungemein häufig. Die einzelnen Hdschn. verhalten sich übrigens bei Anwendung der Synkope verschieden; die unerlaubte Synkope nach langer Silbe ist am meisten, jedoch so wenig wie in den übrigen Hdschn. nach festem Grundsatz, in *Ia* und *W* durchgeführt. Synkope und Apokope gleichzeitig tritt besonders regelmässig ein in den schwachen Zeitwörtern mit dental. Auslaut (*redete* > *redt, rett, ret*). 2-silbige kurze Reimworte stehen im Reim zu echten stumpfen Reimworten (*geboren : erkorn* 1927 : *xorn* 345 [unorgan. in einz. Hdschn. *xoren*]). Klingende Wörter im Reim zu klingenden dürfen durchaus nur als eine Hebung, also wirklich klingend gelesen werden. Es ergibt sich das daraus, dass diese Wörter zu kurzen 2-silbigen

¹⁾ Vgl. z. B. 1027/8:

tág vnd ouð die nácht (tág vnd nácht W.)

verlór er seines líbes mácht (verlór ér sein mácht W.)

²⁾ Vgl. 5028:

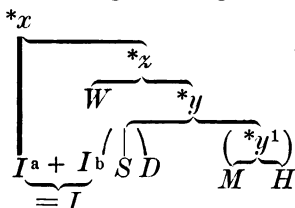
ob wir behálten wöllén lánd vnd leben

(*W* und *J* ändern die Lesart: vgl. das Obengesagte).

(stumpfen) reimen und sogar mit Silbenverschleifung zu einsilbigen, echt stumpfen (*këren* : *enberen* 1721, *ëren* : *gewern* 149, cfr. 717, 803, 987, 1217 etc.). Reimbrechung als Kunstmittel scheint den Dichtern nicht bekannt gewesen zu sein; wo sie vorkommt, ist sie unwillkürlich angewandt.

Das Gedicht ist wenig bekannt gewesen und hat nur eine geringe Verbreitung gefunden. Meines Wissens ist es an keiner Stelle erwähnt, und aus einem Zeitraum von fast 200 Jahren haben wir nur 6 Hdschn. Gedruckt ist das Gedicht nie. Die Hdschn. stammen aus einem geographisch eng begrenzten Gebiete. Vier von den 7 Schreibern waren Alemannen; *Ib* ist von einem Bayern geschrieben, der in seine alem. Vorlage bayr. und md. Elemente hineinbrachte, *H* weist bayr.-md. Mischdialekt auf, und nur *M* ist rein bayrisch. Die geographische Verbreitung hat demnach in einer bestimmten Richtung, etwa von Reutlingen (Teck; vgl. den 2. Teil der Arbeit) bis nach Nürnberg hin stattgefunden. In diesem engen Verbreitungskreise hat das Gedicht, nachdem es einmal von dem zweiten Verfasser bearbeitet war, keine grossen Veränderungen mehr erleiden können; es ist durch zu wenige Schreiberhände gegangen, um sich weit von dem Urtexte zu entfernen, und es ist infolge dessen das Filiationsverhältnis der Hdschn. zu einander leicht darzustellen.¹⁾

Es lässt sich durch folgende Figur wiedergeben:



I^a geht in gerader Linie direkt auf die Urschrift **x* zurück und überliefert in sehr reiner Form nur die Geschichte Friedrichs

¹⁾ Ins einzelne gehende Belege für das im Folgenden Dargelegte werden in der Ausgabe des Gedichtes gebracht.

und Angelburgs (I). * α ist die Fassung, in der die Zwerg- oder Jerome-Geschichte mit der Urvorlage, die ziemlich unverändert blieb, verbunden ist (I + II). Ausserdem muss der Verfasser und Schreiber von * α in I mehrere litterarische Stellen in sehr roher Form mit grösseren wörtlichen Entlehnungen aus Türlins und Wolframs Willehalm interpoliert haben, die erwähnten Verse 1385—1447, 1454—79, 1501—73 und eine Stelle von 150 Versen, die nur in *W* nach v. 3638 erhalten ist. Auf * α geht ausser *I^a* unsere ganze Überlieferung zurück und zwar zunächst *W*, die eine vielfach nachlässige, zuweilen durch willkürliche Kürzungen verderbte Abschrift von * α giebt. Mehrere fehlerhafte Auslassungen und Kürzungen beweisen, dass *W* Abschrift und nicht etwa mit * α identisch ist, ebenso, dass *W* nicht eine selbständige Bearbeitung, sondern eine sklavische, aber nachlässig angefertigte Abschrift ist. Eine Bearbeitung von * α bot * γ ; die direkt entlehnten litterarischen Stellen, die *W* noch aufweist, sind hier so verarbeitet, dass nur noch eine inhaltliche Entlehnung nachweisbar ist. Ausserdem hat sich der Bearbeiter sowohl in den Versen selbst wie auch in mehr oder minder grossen Abschnitten eine Reihe erweiternder Zusätze erlaubt, während er mit Ausnahme der oben genannten nur in *W* erhaltenen Stelle, die er streicht, Kürzungen ängstlich meidet. Direkt auf * γ gehen zurück *I^b*, *S* und *D*. Von diesen bietet *S* die beste und sorgfältigste Abschrift; ihre Fehler werden fast ausnahmslos auch in * γ vorhanden gewesen sein, da dieselben grösstenteils auch in *I^b* und *D* wiederkehren. Eine Abschrift von *I* kann *S* nicht sein, da sie mit *W* die erwähnten litterarischen Interpolationen hat; *D* könnte möglicherweise aus *S* stammen, doch sprechen mehrere, freilich nur geringe Abweichungen dagegen. *I^b* stimmt mit *S* in den Teilen, die sie mit ihr gemeinschaftlich hat, so vollständig überein, dass bei der Ausgabe von einer Aufzeichnung der Abweichungen, die durchweg nur auf Flüchtigkeit des äusserst nachlässigen Schreibers von *I^b* beruhen und sich hauptsächlich in der selteneren oder häufigeren Anwendung von Synkope und

Apokope zeigen, abgesehen werden kann. An einzelnen Stellen die in *S* fehlerhaft oder zweifelhaft sind, giebt *I^b* Anhaltspunkte zur Verbesserung. *D* ist die nachlässigste unter den Hdschn., eine ganz gedankenlos angefertigte Kopie; auch sie kann nur an einzelnen Stellen wie *I^b* benutzt werden. Bei Herausgabe des Textes kommt von der Gruppe nur *S* in Betracht. *M* und *H* gehen ebenfalls auf **y* zurück, vielleicht erst durch ein Mittelglied **y'*, in dem der alem. Dialekt möglichst in den bayrischen umgewandelt wurde. Beide, namentlich aber *H*, die jüngste unter den Hdschn., gestatten sich willkürliche Zusätze sowohl im Versinnern als in ganzen Versen; in beiden fehlen ausserdem eine Reihe einzelner Verse und übereinstimmend ein grösserer Abschnitt 6353(54)—6211 (12). Möglich, aber nicht wahrscheinlich ist es, dass *H* direkt aus *M* stammt.

Zur Textherstellung beider Teile zusammen sind die Hdschn. folgendermassen zu verwenden:

1. Herstellung von I. Wo *I^a* und *W* übereinstimmen, ist ihre Überlieferung der übrigen stets vorzuziehen; was beide Hdschn. übereinstimmend nicht haben, ist als Zusatz des Bearbeiters in **y* zu betrachten. Geht die Überlieferung von *I^a* und *W* auseinander, so kommt zur Herstellung in erster Linie *S* in Betracht und zwar verdient die Lesart *I^a + S* den Vorzug vor *W + S*, dann erst *M* und zuletzt *H*, die überhaupt den geringsten Anspruch auf Treue erhebt.

2. Herstellung von II. Für II gilt die Überlieferung von *W* von vornherein als die beste und muss sogar oft gegen die gesamte übrige Überlieferung aufrecht erhalten werden. Kürzere oder längere Stellen, die in *W* fehlen, sind als Zusatz des Bearbeiters von **y* anzusehen, wenn nicht der Zusammenhang zeigt, dass *W*, wie es öfters der Fall ist, fehlerhaft gekürzt hat. *W + S* zeugt stets gegen *M* und *H*; ob die Zusammenstellung *W + M* oder *H* der Lesart *S* vorzuziehen sei, muss der jedesmalige Fall zeigen. Einer Gesamtausgabe wird am besten die Hdsch. *S* zu Grunde gelegt, wenn man es nicht vorzieht, I aus *I^a* und II aus *S* herauszugeben.

II.

Als Heimat der Dichter wurde im Vorhergehenden aus sprachlichen Gründen Nieder-Alemannien, Schwaben, festgestellt. Wenigstens für den Dichter von I lässt auch ohne dies schon der ganze Inhalt des Gedichtes auf einen Schwaben als Verfasser schliessen: schwäbische Herzöge sind die Helden der Handlung, Schwaben erscheinen als die besten Kämpfer, mit Stolz wird das auch sonst von alem. Dichtern gern erwähnte Vorkampfsrecht der Schwaben hervorgehoben, Gmünd, im Herzen Schwabens gelegen, die alte Hauptstadt der Staufer, ist als Sitz der schwäbischen Herzöge genannt. Gesichert wird die Annahme der schwäbischen Heimat durch eine Stelle 5777 ff. Dort erscheint nämlich ein Herr von Teck als Bannerträger der Schwaben:

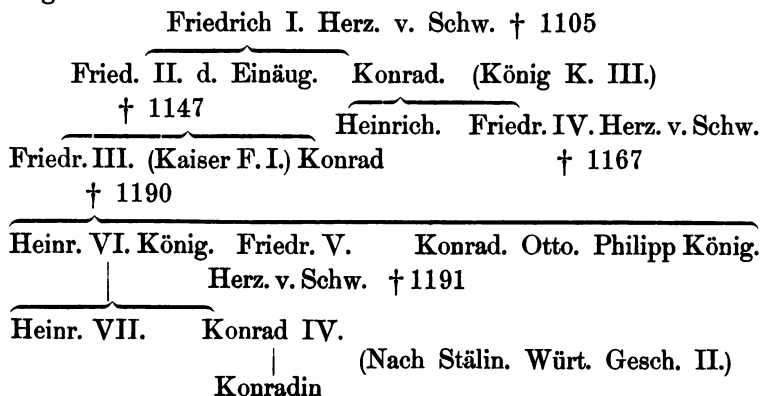
*die erwölten zu irem banier
ainen höld mit xier,
der was ain biderman,
lasters mal er nie gewan,
ain herren von Teck, genannt viviantz,
an aller frümkeit gantz.*

Dass dieser Herr von Teck hier mit so lobenswerten Worten erwähnt wird, während ausser den Namen der schwäb. Herzöge in dem Gedichte nur phantastische Namensbildungen: Flanea, Jeroparg, Pragnet, Mompolier, Angelburg etc. erscheinen, lässt unbedingt den unmittelbaren Schluss ziehen, dass der Dichter zu dem Hause Teck in einem näheren Verhältnisse stand, und wir dürfen annehmen, dass er zum Hofe des in seiner Zeit herzoglichen Geschlechtes v. Teck gehörte. Seine Kenntnisse

sind, wie wir sehen werden, derart, dass er zu den besser Gebildeten gezählt werden muss; eine ganz untergeordnete Stellung hat er daher wahrscheinlich nicht bekleidet.

Zweck der Dichtung war wohl, wie Uhland (Schr. I, S. 493) annimmt, die Verherrlichung des schwäbischen Herzogshauses: „Das Ganze kann ich nur im Allgemeinen als eine der Sagen erklären, durch welche auf die Anfänge eines bedeutenden Geschlechtes der Morgenglanz des Wunderbaren geworfen werden soll.“ Ein historisches Bild beabsichtigt der Dichter jedenfalls nicht zu geben. „Vergeblich würden wir in der hohenstaufischen Stammtafel ein Verwandtschaftsverhältnis aufsuchen, welches den im Gedichte zusammengestellten Namen entspräche. Der Name Ruprecht, wie einer der 3 Brüder heisst, kommt gar nicht geschichtlich in diesem Stamm vor. J. v. Lassberg, der auch eine Hdsch. (*D*) des Gedichtes besitzt, vermutet in dem Umstande, dass Friedrich sein eines Auge verliert, eine Anspielung auf Friedrich den Einäugigen, Herzog in Schwaben, gestorben 1146, den Vater Kaiser Friedrichs I.“

Übrigens kommen auch die Namen Ulrich und Ludwig bei den Staufern nicht vor. Eine Vergleichung der geschichtlichen Stammtafel mit der unseres Gedichtes wird am besten zeigen, dass ein historisches Verhältnis zwischen beiden nicht möglich ist.



Im Gedichte:

Heinrich.

Friedrich. Heinrich. Ruprecht.

Konrad. Ulrich. Ludwig.

Nun kann der Dichter seine Namen auch wohl z. T. dem staufischen, z. T. dem Teck'schen Namensregister entnommen haben; doch auch in diesem findet sich der Name Ruprecht gar nicht, Ulrich nur einmal um 1200 in einer angeheirateten Linie der Kiburger. Ein Ludwig, Herzog v. Teck, starb 1282, sein Bruder Konrad 1292. Beide könnte der Dichter noch gekannt haben. Der Name Viviantz selbst ist unhistorisch; er stammt vielleicht aus Wolframs oder Türkins Willehalm. Die Namen weisen also von vornherein die Annahme einer festen geschichtlichen Grundlage zurück. Aus Friedrichs Einäugigkeit allein aber auf den historischen Friedrich II. zu schliessen, ist doch zu gewagt, wenngleich einzelne Züge des Gedichtes auf ihn noch am ersten bezogen werden könnten; so erinnert der Kampf Friedrichs gegen den Zauberer Jeroparg, der ihn mit Feuer bekämpft, ohne ihm dauernd schaden zu können, an eine Zusammenkunft des historischen Friedrich mit Herzog Heinrich v. Bayern, bei der dieser Friedrichs Wohnung in Brand stecken liess; es gelang Friedrich jedoch, aus dem Hause zu entkommen (vgl. Stälin., Würt. Gesch. II, S. 58); und ein Kampf, den der historische Herzog gegen einen Bischof Arnold von Mainz zu führen hatte (Stälin. a. a. O., S. 50), lässt sich neben den Kampf stellen, den unser Friedrich gegen den feigen Norwegerfürsten Arminolt oder Arnolt auszufechten hat.¹⁾ Die Analogien sind aber zu unsicher, als dass man auf die historische Grundlage sicher schliessen dürfte, und wir müssen die Dichtung einfach als das auffassen, als was sie beim ersten Anblicke erscheint: als eine sagenhafte Erzählung, bestehend

¹⁾ Über die Gmünder Johanniskirche, die interessante Aufschlüsse versprach (vgl. Uhland a. a. O., S. 492), habe ich leider trotz aller meiner Bemühungen nichts Näheres erfahren können.

aus einer Häufung von Märchen, die zu dem von Uhland angegebenen Zwecke zusammengestellt sind. Diese Märchen sind aber keineswegs freie Erfindung des Dichters, sondern er hat sie vielmehr durchweg anderen Dichtungen oder verbreiteten Volksmärchen entnommen¹⁾ und mit einem gewissen Geschick zusammen verarbeitet, ohne dabei seine Quellen zu nennen. Er rühmt sich überhaupt nicht mit seinem literar. Wissen, und wenn Uhland a. a. O. S. 493 sagt: „Der Verfasser zeigt seine Bekanntschaft mit den Rittergedichten des dreizehnten Jahrhunderts, deren Helden und Heldinnen mit einigem gelehrten Prunke herbeigezogen werden,“ so kann sich das nur, wie sich zeigen wird, auf den Interpolator und Verfasser von II beziehen. Dass er aber eine Menge höfischer Dichtungen gekannt hat, kann er doch nicht ganz verschweigen. Er führt nämlich 4808 ff. alle ihm aus denselben bekannten Helden auf, die je durch die Liebe in Not geraten sind. Die Stelle, die insofern von doppelter Wichtigkeit ist, als sie uns zu einem Schlusse auf die Abfassungszeit des Gedichtes berechtigt, lautet nach S mit den verschiedenen Lesarten:

1. *angelburg, meins hertzen trut!*
2. *was ie die hohen vnd die werden*
3. *all hie vff diser erden*
4. — *küng artuses gesellschaft*
5. *mit ritterlicher krafft*
6. *von der edlen tavelrunde —*
7. *not gelitten haben zü manger stunde*
8. *durch die liebe starck:*
9. *vnnnd wie den verhaüen ist ir marck:*
10. *Portxifal, ferefen, Ereken vnnnd Gawein,*
11. *Lanntzelet, weigamür, Tristrant vnd Jwein,*
12. *wigoleis oder hér Daniel,*
13. *Pocktxiseiler oder der stoltz Kanerol,*

¹⁾ Schon Vilmar (a. a. O.) urteilt: „es ist eine an die keltischen Dichtungen erinnernde mit willkürlich ersonnenen oder aus älteren Dichtungen erborgten Abenteuern angefüllte Erzählung.“

14. *von dem Gral Titurell vnd Anfortas,*
15. *wie laurengel sein rechten mafx,*
16. *marggrauf wilhalm von Orantz,*
17. *rennwart vnnd malfer der glanntx,*
18. *Wilhalm von Orlenntx mit Amaleij,*
19. *Schinachtulander durch sij gan die frj,*
20. *Wilhalm von Österreich mit Aglaij der magt,*
21. *hertzog wilhalm der haiden vnverzagt;*
22. *wie durch plantzeflur floreijs,*
23. *wittich vom Jordan, Eneas vnd paris*
24. *vnnd ander kung vnd fürsten vil,*
25. *der ich nit aller nennen wil,*
26. *durch ir amijen habent gelitten not*
29. *aber meiner beschwerde dol*
31. *acht ich darob für war.*

Lesarten:

2. *die] dich (vnd) W. die höche vñ din werde H.*
4. *kunig D. H. artus I W H. artus des M.*
5. *krafft] art M.*
7. *gelitten haben] litten I g. hab M. (haben); maniger H.*
9. *(vund) wie in I. (den) W. v. w. dem v. ward üwer m. M.*
10. *partzefaln ferefys I. — barcifal serafis erecken gawan W. parcifal ferenefen M. grawein H.*
11. *lantxeliet ywen I. — lantxilet wigalis tristram W. wigamur I M. Tristant vnd ir vin M. lantzeleid H. (vnd) D.*
12. — *Gwi von loys xinaschkollander oder taniel I. — vnd ywan wigamur oder taniel W. (her) M. wigolers; her] der D.*
13. *porisyler I — borisailer oder der titerel W — pockiseiler oder der stoltz M. portxiseiler D. pocktxiseler H. kanerel I D H.*

(Beide Namen sind mir unbekannt; in letzterem vermute ich Garel vom blühenden Tal oder Gauriel von Montabel.)

14. — *tyturell vom gräll vnd antfortefs I. — vnd amfortas wir luvengel W. — Corneril von dem gral M.*

15. *larengel I — vnd totenell vnd amfartas W. Wilarengel; mafz] was M.*
16. In *W* lautet die Stelle bis v. 24 incl.:
*margraf fridrich vnd wil
 halm von Orliens mit ame
 lien glantz
 Wilhalm von Österich mit Agly
 Wilhalm der haiden fry
 wie durch plantzeflür floreijs
 wittich von dem Jordan
 Eneas vnd paris vnd ander
 künig vnd fürsten vil —*
17. fehlt *I. molifern M. mollifer D. wolfhart H.*
18. — *Wilhalm mit am maljen glantz I. orentz M.*
19. fehlt *I. Schinatulander M D. sygan M. sigaun D. —
 Schinattulander durch dy Gun frey H.*
20. (*der magt*) *I. agly M. aglan D. her Wilh. H.*
21. — *Wilhalm der hayden frey. I. (der haiden) M H.*
22. *blangestur M. blantzflür H. floris D M H.*
24. *kunig D H.*
25. *nit aller] aller nit I. der] dan W.*
26. — *hond gelitten d. i. a. nött I. hand W. ire M.*

Aus der Erwähnung des Wilhelm von Österreich, der im Jahre 1314 von Johann von Würzburg verfasst wurde, geht hervor, dass unser Gedicht erst nach 1314 geschrieben sein kann.

Man erkennt aus der obigen Aufzählung die grosse Belesenheit, die der Dichter im höfischen Epos besass. Mit der Kenntnis der Dichtungen aber, aus denen obige Namen stammen, ist des Dichters Wissen nicht zu Ende; dieselben kommen sogar nur in zweiter Linie in Betracht, da er für seine Arbeit hauptsächlich andere Quellen benutzte. Welche Quellen das waren, werde ich im Folgenden möglichst nachweisen; ich gehe zu dem Behufe die einzelnen Abenteuer des Friedrich (I) durch und führe bei jedem den Quellennachweis.

Die Erzählung beginnt mit einem kurzen Berichte über

Friedrichs Abstammung. Es folgt dann das Jagdabenteuer mit dem Hirsche, der verwandelten Prinzessin Angelburg. Die Bedingungen zur Erlösung werden nicht eingehalten, und es findet nun die weitere Verwandlung Angelburgs und zweier Gefährtinnen in Tauben statt. (1—1585.)

Der Inhalt dieses Abenteuers ist in frei verarbeiteter Form Konrads von Würzburg Partenopier und Meliur entnommen¹⁾: Dort findet die Jagd auf einen Eber statt, in deren Verlaufe der Held erst auf das Zauberschiff, dann in das Zauberschloss gelangt; hier bringt der Hirsch den jagenden Friedrich in das Zauberhaus; dort wie hier wagt der Held erst nach langem Zaudern die Speisen zu berühren, die auf dem Tische stehen; in beiden Dichtungen finden die Helden ein wohlbereitetes Schlafgemach. Partenopier darf die bei ihm ruhende Meliur nicht sehen; ebensowenig ist Friedrich Angelburgs Anblick gestattet; ihm ist aber ausserdem auch streng jede Berührung der bei ihm schlafenden Jungfrau untersagt. Und wie endlich der liebeskranke Partenopier auf Antrieb seiner Mutter beim Scheine einer Laterne den verbotenen Anblick der unbekannten Geliebten genießt und dadurch die Trennung herbeiführt, so stürzt sich auch Friedrich dadurch ins Unglück, dass er auf den Rat des Zauberers Jeroparg die schlafende Angelburg beleuchtet. Soweit geht die Entlehnung aus dem Konrad.

Vor dem letzten Zusammensein Friedrichs mit Angelburg liegt ein Zeitraum von 23 Wochen. In dieser Zeit wird Friedrich vor Liebessehnsucht schwer krank. Die Schilderung, wie die Art seiner Krankheit aufgedeckt wird, ist in circa 30 Versen wörtlich der Heidin entnommen. Ich führe einige Verse zum Belege an.²⁾

¹⁾ Vgl. Vogt in Paul. Gr. II., 1. S. 356.

²⁾ Vgl. Heidin. ed. Bartsch. Md. Ged. S. 59, V. 658 ff. Die für die Textkritik der Stelle sehr erwünschte Ausgabe der Heidin, die Mäker (Die beiden ersten Redaktionen der Heidin. Diss. Berl. 1890) verspricht, ist leider noch nicht erschienen.

Friedr. 1091 ff.

doch an derselben stund
 ain artxat der kund (folgen 2 Verse)
 vor in allen den list.
 sprach: 'ich waifx wol was im ist.
 gand ufz vnd rämment draut
 mir vnd im difx kemmenaut:
 ich mach in schnell gesund.'
 vfx gieng man zu der stund.
 er graiff im an sein haupt:
 'edler fürst mir geloubt,
 ir habt der suchte nit.'
 er hiefx im bringen ain liecht
 vnd graif im den lib;
 er sprach: 'fürst, durch ein wib
 so wöllt ir verderben
 vnd durch ir lieb sterben,
 so sind ir hie vnd dort verloren.'
 etc.

Heidin 658 ff.

doch zu derselbin stunde
 ein alt wip daz kunde
 vor allir hande list.
 si sprach 'ich weix wol wax ir ist.
 geit ûz und rûmît vil drâte
 mir und ir dise kemenâte:
 ich mache sie schire gesund.'
 ûz gingen si sâ zustunt.
 si greif ir an daz houbit.
 'vrowe' sprach sie, 'des gloubit,
 ir enhât keine sûche nicht.'
 sie hiex brengen ir ein licht.
 zuhant dû sie gesach irn lip,
 si sprach 'ir minnensichiz wip,
 war umme woldit ir vorderbin?
 wolt ir gerne durch minne sterbin,
 sô sît ir hie und dort vorlorn.'

Nach dem Abschiede von Angelburg verkauft Friedrich Hab und Gut, verlässt seine Brüder und zieht in die Welt, um Angelburg zu erlösen. Aber er gerät in Armut und bietet darum (unter dem Namen Wieland) Osanna von Brabant seine Dienste an. Diese ist durch Arminolt (Arnold) von Norwegen in schwere Bedrängnis gebracht; Vater und Mutter hat er ihr ermordet, das Land erobert und steht vor ihrer Hauptstadt. Friedrich kämpft mit dem Norweger, besiegt ihn und rettet dadurch die Jungfrau vor argem Schimpfe, der ihr angedroht ist. Das Abenteuer reicht bis v. 2360. Der Abschied der Brüder ist eine Umbildung des bekannten Sallustschen *concordia res parvae crescunt* etc.: Die Brüder Friedrichs brennen ein Feuer an, aus dem sie ein Scheit nach dem anderen herausnehmen; wie nur die vereinten Scheite ein ordentliches Feuer geben, so kann auch nur der Brüder vereinte Macht ihnen die Oberhand über die Feinde verschaffen. In Osanna von Brabant

vermutet Vogt (a. a. O. S. 357) eine Anspielung auf Elsan von Brabant im Lohengrin. Die Ähnlichkeit des Namens gebe ich zu; die ganze Situation ist aber offenbar nicht dem Lohengrin entnommen, sondern scheint vielmehr eine rohe Nachbildung des 4. Buches des Parcival (Parcival und Condwiramurs) zu sein: Parcival kommt vor die von Clamides Seneschall Kingrun belagerte Veste Pelrapeire und bietet deren Herrin seine Dienste an. Diese erzählt ihm, Clamide ertrotze mit Gewalt ihre Hand; sie wolle aber lieber sterben, als seine Gemahlin werden; darum habe er nun den Krieg unternommen, in dessen Verlaufe ihr Vater bereits gestorben und ihr ganzes Land bis auf die Hauptstadt eingenommen sei. Wie im Friedrich Arminolt, so wird dann hier Clamide im Einzelkampfe besiegt und gefangen. Parcival vermählt sich mit Condwiramurs; Osanna bietet Friedrich ebenfalls ihre Hand an, die er aber Angelburgs wegen ausschlägt. Hat dem Dichter unseres Romans die Wolframsche Situation vorgeschwebt, woran ich nicht zweifele, so kann der Name Brabant auch wohl als Umbildung des Wolframschen Brôbarz, des Landes, in dem Pelrapeire liegt, aufgefasst werden.

Reich beschenkt zieht Friedrich (Wieland) weiter, verarmt aber wieder und tritt in die Dienste des Königs Turneas. Nach zehnjähriger treuer Dienstzeit versagt ihm Turneas den verdienten Lohn, schenkt ihm aber endlich einen ungefangenen, wilden Hirsch, auf den seit 60 Jahren vergeblich Jagd gemacht ist. v. 2360—80; 3703—4183. Vogt's Annahme (a. a. O. S. 357), dass der Name Turneas aus Veldekes Turnus und Eneas entstanden sei, kann richtig sein, obwohl der Name auch alles ist, was der Dichter aus der Eneide geschöpft hat. Eine Nachbildung des Inhaltes anderer Dichtungen habe ich für dieses Abenteuer nicht finden können.

Entrüstet über das ihm geschehene Unrecht scheidet Friedrich von Turneas Hofe und wandert weiter, bis plötzlich der Hirsch erscheint und ihn anredet. (Der Name Wieland kommt fernerhin nicht mehr vor.) Der Hirsch wird durch einen Kuss Friedrichs in eine schöne Jungfrau entzaubert.

Voll Dankbarkeit giebt diese — Prangnet von Persoloni mit Namen — ihrem Erretter das Auge wieder, das er einst zur Strafe für seine unzeitige Neugier verloren hat, schenkt ihm eine unsichtbar machende Wurzel und zeigt ihm Mittel und Weg, wie er Angelburg finden und erlösen könne. Die Erlösung und Wiedervereinigung der Geliebten geschieht darauf schon am folgenden Tage. v. 4183—4889.

In dem Namen Prangnet oder Pragnet will Vogt (a. a. O., S. 357) die Brangäne aus Gottfrieds Tristan erkennen. Die Erlösung der Jungfrauen stimmt inhaltlich mit dem ersten Teile der nur in der Edda vollständig erhaltenen Wielandsage überein.¹⁾

Die Züge der alten Sage sind jedoch nicht treu bewahrt. In dieser geht die Vermählung erst nach dem Raube der Gewänder der badenden Jungfrauen vor sich; in unserem Gedicht aber erscheint zuerst die Vermählung, gekennzeichnet durch das Zusammenschlafen Friedrichs und Angelburgs; dann erhalten die Jungfrauen erst die Federgewänder. In der alten Sage bleibt Wieland nach der Flucht seiner Gemahlin zu Hause und wartet dort auf sie, die er doch niemals wiedersieht; hier zieht Friedrich zur Wiedergewinnung seiner Angelburg aus; sein Suchen ist auch nicht vergeblich, und durch den Raub der Federgewänder, der in der Sage ganz gleicher Weise vollzogen wird, gelangt er wieder in den dauernden Besitz seiner Geliebten.

Es entsteht nun die Frage, ob der Dichter eine schriftliche Überlieferung in einer älteren, jetzt verlorenen Heldensage vor sich gehabt und demgemäss bewusst die Wielandsage als solche bearbeitet habe, oder ob ihm der Stoff sonst durch mündliche Überlieferung bekannt sein konnte, ohne dass er den Inhalt als eigentliche Wielandsage empfand. Grimm neigt der ersten Ansicht zu;²⁾ von den übrigen, die unser Gedicht erwähnen,

¹⁾ Vgl. Grimm. Edda S. 1.; ferner Uhland a. a. O. S. 488. Symons in Paul. Gr. II. 1. S. 20. Vogt in Paul. Gr. II. 1. S. 356.

²⁾ Vgl. Grimm. Deutsche Heldensage, S. 279 ff.: „man erkennt sogleich die Sage von Wieland und dessen zwei Brüdern . . . Merkwürdig ist die Wiedererscheinung der Sage nach so langem Zwischen-

spricht wenigstens keiner gegen diese Ansicht. Es ist aber dagegen zunächst vorzubringen, dass von dieser „verlorenen“ Dichtung nirgend etwas bekannt ist, und dass ihr Stoff in keiner einzigen Dichtung auch nur gestreift wird; wo die Wielandsage in der Heldensage erwähnt ist, erscheint sie überall nur in der Fassung des zweiten Teiles der Eddasage,¹⁾ und fast nichts ist weiter bekannt, als dass Wieland der Vater einiger Helden und ein äusserst kunstfertiger Schmied war.²⁾ Wäre der Stoff des ersten Teiles der Sage (also der in unserem Gedichte behandelte Stoff) episch behandelt gewesen, so hätte er beim Volke, das ihn, wie wir sehen werden, begierig aufnahm, auch in seiner

raum in einem Gedichte, das allem Anschein nach in das 14. Jahrhundert gehört. Ist sie nicht aus mündlicher Überlieferung eingedrungen, so könnte das verlorne Gedicht von Wieland im Mittel gelegen haben“. Über dieses letztere vgl. noch ebenda S. 20; 291, 4; 350.

¹⁾ Vgl. Symons in Paul. Gr. II 1 S. 59.

²⁾ Ich gebe nach Grimms Heldens. eine Reihe Zeugnisse. Nach der auf der Edda beruhenden Vilkinasage giebt Wade, Sohn einer Meerfrau, seinen Sohn Wieland erst bei Mime, dann bei Zwergen in die Lehre, die ihn zum kunstreichen Schmied machen. Wieland kommt zum Könige Nidung. . . . Nidung lässt ihn lähmen, aber Wieland rächt sich, indem er des Königs beide Söhne tötet und seine Tochter entehrt. Dann entflieht er in einem Federkleid.“ (Hs. S. 350.) In dem Anhang des Heldenbuches heisst es: (vgl. Hs. S. 291. 4.) *Wittich, cyn Held. Wittich Owe syn brüder. Wielant was der zweyer wittich ratter. Ein hertzog, ward vertriben von zweyen riszen, die gewonnen im sein land ab. Do kam er zu armüt. Und darnach kam er zu küinig Elberich und Ward syn gesell. Und ward auch ein schmid in dem berg zu gloggensachsen. Dar nach kam er zu küinig Hertwich. Und by des tochter machet er zwen süne.*

Eine angelsächs. Hdsch. zu Exeter meldet:

Wieland . . . Verbannung erfuhr,
der starkmütige Fürst Beschwerde ertrug.
Hatte zum Gefährten Schmerz und Sehnsucht,
Winterkälte, Verbannung; Weh oft empfand,
seit ihn Nidhad in Fessel legte
mit schwankem Sehnenband, den unglücklichen Mann:

Es ging vorüber, auch dieses kann so vorübergehen.

epischen Gestaltung notwendig eine weite Verbreitung finden müssen, und wir dürfen wohl annehmen, dass sich sicher Reste und Spuren dieser epischen Bearbeitung erhalten haben würden. Hätte ferner dem Dichter eine epische Bearbeitung der Wielandsage vorgelegen, so würde er kaum diese eine Episode herausgeschält und zum Mittelpunkt seiner Dichtung gemacht haben, zumal da er auf den abenteuerlichen Fahrten des Helden Gelegenheit genug hatte, namentlich auch dessen Kunstfertigkeit in den Kreis seiner Dichtung zu ziehen; aber er giebt ihm nicht einmal ein so gutes Schwert, wie Wieland es in der Sage sich verfertigt. Wäre endlich die alte Sage durch Vermittelung

Badohild war nicht ihrer Brüder Tod
im Herzen so schwer, als ihre eigne Sache,
da sie völlig erfahren hatte,
dafs sie schwanger war.. Immer sie nicht konnte
das Ereignis denken, wie es deshalb sollte (gehen?)

Es ging vorüber, dieses kann auch so vorübergehen. Vgl. Hs. S. 20.

Im as. Beowulf wird Wieland als Schmied erwähnt. Vgl. Hs., S. 13; ebenso im Walthariliede:

961. *et nisi duratis Vuclandia fabrica giris
obstaret, spisso penetravit ilia ligno.*

Welandia fabrica ist der von Wieland geschmiedete Panzer. Vgl. Hs., S. 29.

In einem lat. Gedichte Gottfrieds von Monmouth (Mitte des 12. Jhs.) lautet es:

*afferique jubet vestes volucresque canesque
quadrupedesque citos, aurum gemmasque micantes,
pocula, quae sculpsit Guilandus in urbe Sigeni.*

Becher, die Wieland kunstreich aus den Hirnschädeln der Söhne Nidhards (Nidudurs) schmiedete, auch in der Edda erwähnt. Vgl. Hs., S. 42.

Depping-Michel, deren Schrift *Véland le forgeron* durchweg auf Grimm beruht, bemerken über das Vorkommen Wielands in der franz. Sage (vgl. Grimm Hs., S. 43, Nr. 28—30.): *Nous remarquons, que les romanciers français du moyen âge, rappelant à tout instant le nom et l'habileté de Véland, ne font nulle part allusion à ses aventures telles que nous les ont conservées les écrits du nord et n'en parlent que comme d'un fameux fabricant d'épées et de fers de lances.* ✓

eines jetzt verlorenen Gedichtes im Friedrich vorhanden, so würden die Abweichungen davon nicht so stark sein. Eine epische Bearbeitung der Wielandsage, die unser Dichter als Quelle hätte benutzen können, stelle ich daher entschieden in Abrede. Dagegen konnte ihm der hier behandelte Stoff als Volksmärchen, dessen Beziehung zu einer eigenen Wielandsage ihm fremd war, sehr wohl bekannt sein. Diese Sage, die ursprünglich als reiner Mythos vorhanden gewesen ist, war eben nicht ganz ausgestorben, aber sie hatte in ganz regelmässiger Entwicklung der Mythensagen allmählich ihren mythischen Charakter verloren und war zu einem (bis in die neueste Zeit) allbeliebten Märchenstoffe umgestaltet worden. Für seine Verbreitung spricht der Umstand, dass sich ein solches Märchen schon Anfangs des 15. Jhs. in einer Abhandlung des Constanzer Gelehrten Ulrich Molitor (*dialogus de lamiis et pythonicis mulieribus*)¹⁾ findet. Weitere Märchen über denselben Stoff in neuerer Zeit siehe bei Haltrich, Hausmärchen aus Siebenbürgen 1856, S. 20 ff., Grimm, Hausmärchen No. 49, Kauffmann, Gesch. der schwäb. Mundarten, unter den Sprachproben S. 348 f.²⁾, Meier, Volksmärchen aus Schwaben, 1852, No. 7. Namentlich dieses letztere Märchen zeigt besonders in den Kämpfen, die der Held nach Wiedergewinnung seiner Gattin zu bestehen hat, eine auffallende Ähnlichkeit mit unserem Gedichte. Bemerkenswert ist in allen Märchen auch der Umstand, dass von Wielands Kunstfertigkeit in ihnen so wenig als in unserem Gedichte etwas bekannt ist. Während also eigentlich nichts dazu berechtigt, hier eine bewusste Bearbeitung der Wielandsage anzunehmen, ist es bei der weiten Verbreitung des Märchens zu allen Zeiten sehr wahrscheinlich, dass der Dichter eben auch nur dieses verarbeitete. Auffallen muss es unter diesen Um-

¹⁾ Vgl. Abh. der Berl. Ak. 1846, S. 549, wo noch mehrere ähnliche Märchen aufgezählt werden.

²⁾ Das Märchen ist nach einer freundlichen Mitteilung Herrn Prof. K. „aus dem Munde eines älteren Mannes in Horb (Württemberg) aufgezeichnet“.

ständen allerdings, dass der Dichter seinem Helden auf dessen Fahrten gerade den Namen Wieland, den das Märchen sicherlich nicht mehr kannte, zulegt, an dessen Ursprünglichkeit in dem Gedichte aber nicht zu zweifeln ist, da ihn die beiden ältesten und ursprünglichsten Hdschn., wie gezeigt wurde, enthalten. Der Dichter wollte hierin offenbar ältere Dichtungen nachahmen; aber während dort ein Namenstausch immer begründet ist, erscheint er hier gänzlich unmotiviert: ohne dass wir einen Grund dazu ahnen können, nennt sich Friedrich plötzlich Wieland und behält diesen Namen bei, bis ihn Pragnet wieder mit seinem richtigen Namen anredet. Der Schreiber und Bearbeiter von *y muss übrigens nicht deswegen, wie Uhland annimmt,¹⁾ für den Namen Wieland den richtigen Namen Friedrich eingesetzt haben, weil er die Beziehungen zur Sage nicht mehr verstand; er begriff vielmehr den plötzlichen unbegründeten Namenswechsel nicht und empfand ausserdem in der schon erweiterten Form *z des Gedichtes, die er abschrieb und bearbeitete, die oben erwähnte Inkonsequenz in der Namenführung voll und ganz, und darum tilgte er den Namen.

Wieland, der kunstreiche Schmied, der Vater Witeges, erscheint, soviel mir bekannt ist, nur in einer Dichtung, dem volkstümlichen Epos von Laurin und Walberan, als Kriegsmann in Begleitung Dietrichs von Bern. Ich glaube nun annehmen zu dürfen, dass der Name gerade aus dieser Dichtung stammt, und ich gründe diese Annahme auf die genaue Bekanntschaft des Verfassers mit dieser Dichtung; sie zeigt sich in zahlreichen übereinstimmenden volkstümlichen Wendungen, und kann durch eine so grosse Zahl von Parallelstellen nachgewiesen werden, dass dabei eine Zufälligkeit ausgeschlossen erscheinen muss. Ich führe einige der betr. Stellen an. Laurin-Walberan citiere ich nach der Ausgabe von Jänicke im Berliner Heldenbuch I.

¹⁾ Uhland benutzte die Hdsch. S, die, wie oben gezeigt, Abschrift von *y ist.

Friedr.

Laurin = L. Walberan = W.

5. von einem fürsten wol erkant, W. 1106. Schiltunc was er genant
Hainrich was er genant. er was ein fürste wo
erkant.
7. er was zü schwaben gesessen L. 1. ex was ze Berne gesexzen
gen got vil recht vermessen. ein deggen so vermezzen.
20. sy kunden . . . L. 1025. hurdieren vnd stechen
turnieren vnd stechen sper vndreinander brechen
die sper ritterlich xerbrechen. des wart vil vor in getân
5121. ain botschaft ward gesandt W. 13. die botschaft wart gesan
gen prafant in das lant. ze Lamparten in dax lant
6348. Friedr., in Gefahr besiegt L. 495. Laurin, von Dietrich
zu werden, verbirgt sich mit fast überwunden, entzieht sich
Hülfe seiner unsichtbar machen- ihm durch seinen unsichtba-
den Wurzel. Sein Gegner machenden Ring.
- vil lut (er) da sprach: dô sprach der von Berne
ich waifz nit wa du bist kommen nu sliege ich dich gerne
oder wer dich mir hat genommen, ich enweiz wâ du bist hin kommen
ich schlieg dir gern grofz schartten. oder wer dich mir hât genommen
6409. fridrich ward ain grimmig L. 682. Dietleip was ein grimme
man, man,
er lief den xabrer an. er lief hern Dietrichen an

Vgl. ferner 209 (267, 782) zu L. 1089, 232 zu L. 1088,
215 zu W. 643 (219), 347 zu L. 1716, 693 (705 u. 7) zu
L. 883, 1479 (2316) zu W. 1153, 1380 zu L. 1740, 1493
zu L. 867, 2096 (3874, 5068) zu W. 65, 4742 zu L. 1743 etc.

Der Schluss von I — eine Reihe heftiger Kämpfe zur
Wiedererlangung des Heimatlandes Angelburgs, die Bestrafung
Flaneas, Jeropargs und Turneas, endlich die verschiedenen
Hochzeiten — bietet keinen Anlass zu weiteren Bemerkungen;
Quellen dazu konnte der Dichter überall finden, und ein Suchen
nach bestimmten Vorbildern wird wohl vergeblich bleiben.

Das Gesamtergebnis, das sich aus dem Vorhergehenden
über den Dichter von I und sein Werk darbietet, lautet kurz

zusammengefasst: Der Dichter ist ein Schwabe, der im Dienste der Tecks eine seinem Wissen angemessene Stelle inne hatte. Er lebte und schrieb in der ersten Hälfte oder um die Mitte des 14. Jhs. Seine geschichtlichen Kenntnisse scheinen gering gewesen zu sein; jedenfalls hat er kein historisches Bild geliefert; seine litterarischen Kenntnisse dagegen waren ziemlich ausgedehnt. Er kannte die besten höfischen Dichtungen, stand aber auch dem volkstümlichen Epos nicht fern; aus ersteren schöpft er zum grössten Teile den Inhalt seiner Arbeit, aus letzterem stammen seine zahlreichen volkstümlichen Redewendungen; neben diesen beiden dient ihm der Volksmund und dessen Überlieferung als Quelle. Sein Werk kann nicht mit den Dichtungen der älteren Periode verglichen werden, und es weist alle Charakteristika der verfallenden Kunst des 14. Jhs. auf: rohes Stoffinteresse, trockene Erzählungsform, prosaische Wendungen, elende Flickverse; aber unter den gleichzeitigen Machwerken nimmt es in Folge der geschickten Verarbeitung des reichen Stoffes doch bei Weitem noch nicht die letzte Stelle ein.

Durch seine Einfügung und Erweiterung, deren Mängel oben dargelegt sind, hat der Verfasser von II das Werk seines Vorgängers keineswegs verbessert, und der Tadel der „in manchen Partieen weitschweifigen Darstellung“, den Uhland (a. a. O. S. 493) erhebt, rechtfertigt sich erst für die Gesamt-erzählung. Liess sich die Heimat des Dichters von I mit Wahrscheinlichkeit auf eine bestimmte Landschaft begrenzen, so muss man sich für den von II in dieser Beziehung mit dem begnügen, was oben aus sprachlichen Gründen festgestellt wurde (vgl. S. 24, Z. 18 ff.). Seinem Stande nach scheint er ein Geistlicher gewesen zu sein; wenigstens deutet darauf die zahlreiche Heranziehung der Bibel hin, auf die er sich sogar einmal (v. 7606) ausdrücklich beruft. Sodann lässt aber auch die ganze Tendenz in der Entwicklung der Jerome-Erzählung den geistlichen Verfasser erkennen, dessen theologisches Gewissen es nicht zulassen konnte, dass ein Verhältnis, wie es

zwischen Friedrich und Jerome bestand, nicht durch eine Heirat zu einem guten Ende gebracht wurde. Des Dichters Zeit bestimmt sich durch das Obengesagte und, da sich sonst kein Kriterium dafür auffinden lässt, aus dem Alter der Hdschn., deren älteste noch in das 14. Jahrhundert gehört; wir werden ihn nach der Mitte des 14. Jhs. ansetzen müssen.

Als Geistlicher besass er von vornherein einen höheren Bildungsgrad, und wir können uns nicht wundern, dass er ebenso wie der Verfasser von I sehr belesen ist. Er „prunk“ aber mit seinem Wissen bedeutend mehr, als jener, und begnügt sich nicht nur damit, in seine eigene Arbeit eine grössere litt. Stelle von 150 Versen (nach v. 3668), die er inhaltlich ganz, stellenweise auch wörtlich Ulrichs von dem Türlin Wilhalm von Oranse entnimmt, hineinzubringen, sondern er schiebt auch an 3 Stellen derartige litt. Stellen in I ein (an den mehrfach erwähnten Stellen 1385—1447, 1454—79, 1501—73). Die spätere Einfügung durch denselben Dichter, der auch II verfasst hat, wird bewiesen durch die Vergleichsform, in der die Stellen herangezogen werden und die wir oben als charakteristisch für die Darstellung von II kennen lernten, durch die Weiterschweifigkeit und einige sprachliche Eigenheiten, die nur in II wiederkehren; die Stellen fehlen ausserdem sämtlich in I^a.

Von höfischen Dichtwerken kennt der Verfasser von II, wie sich aus seinen Citaten ergibt, Wolframs Willehalm (vgl. 1385—1444), Parcival oder die Titurel-Bruchstücke (1457—71), ausserdem einen Karl, wohl den des Strickers (1513—19), Flecks Flore und Blancheur (1519—30) und Rudolfs von Ems Wilhelm von Orlentz (1530—50, 7742—9).

In den bei ihm aufgeführten Stellen weist er im Gegensatz zu dem Dichter von I, der nur ein einfaches Namensverzeichnis gab, seine nähere Bekanntschaft mit den Dichtungen dadurch nach, dass er jedesmal etwas aus dem Inhalte derselben anführt.¹⁾ Zweimal entlehnt er sogar längere Abschnitte wört-

¹⁾ Ich verweise hier auf die Kritik des Gedichtes bei Gervinus II⁶ S. 265 f.: „Mit diesem krausen Inhalt contrastiert dann seltsam der

lich. Diese wörtlichen Anführungen sind aber, wie oben gezeigt wurde, durch den Bearbeiter von *y so geändert, dass in den von *y abhängigen Hdschn. bloss noch inhaltliche Entlehnung nachweisbar ist; nur *W* hat die ursprüngliche Form. Leider sind aber die Stellen z. T. in der durch Feuchtigkeit und Bruch des Papiers arg mitgenommenen Hdsch. *W* fast unleserlich und können nur durch Anwendung zahlreicher Konjekturen verständlich gemacht werden. Ich führe im Folgenden die wörtlich entlehnten Stellen an; die Stelle 1385—1447, die aus Wolframs Willehalm stammt, habe ich ganz zum Abdruck bringen lassen, um zu zeigen, wie in *y die Stellen bearbeitet sind.

In den ersten Versen stimmen *S* und *W* überein:

*vnd bin hie mit hertz vnd müet
wider kúng Terramers tochter güt,
die in der haidenschaft was genannt Arabell;
ir nam was in der cristenhait verlorn schnell,
wie wol die trüg kron in der haidenland
ob allen kúngin weit erkant
beÿ irem elichen man, kúng Tybalt.
da sÿ margrauf Wilhalm, der fúrst baldt,
verstal in der cristen land,
maniger haidnischer kúng vnd wigant
schiffen úber das braitte mer,
erschlügen dem margraf Wilhalm ain hör,
das er bestünd aller hilffe bloß.
da xwang in sein angst grofz
zü keren fer in der cristen land,
das im hilff wurd bekant.*

gesunkene Vortrag des Poeten, dessen Werk — spät aus dem 14. Jh. — an Werthlosigkeit und Verfall ganz zu dem Wilhelm von Oesterreich und der Klasse ähnlicher Dichtungen herabrückt, nur dass der Dichter ehrlicher seine Wortarmut in seiner knappen Erzählung, seine Gedankenarmut in seinen ewigen Nachahmungen älterer Dichter zur Schau trägt, so arg, dass er an einer Stelle, wo Angelburg zu Friedrich spricht, ihr eine lange Rede der Arabel aus Wolframs Wilhelm in den Mund legt“.

S.

*in dem trurigen abscheiden
 bat in sein trut amēy kyburg in laide
 — wann sij arabeln irn haidnischen namen
 durch cristan in dem tauff tett dannen —
 in der statt orenfs bej nechtlicher weil:
 here wilhalm, so du kompst mit ijl
 zü der cristan schönen fraiwen vnd fürstin,
 so laß dich nit verlaitten dein sin,
 daß du mich lassest in disen nöthen gro ß,
 wann vatter vnd man tünd mir grossen stofz
 mit wortten hie vor orenß diser statt;
 sij habent mangan schwären rät
 vnnd mainent die gewinnen
 vnnd mir ertzaigen groß vnminne.
 darumb kainer fraiwen schön noch bett
 solt du volgen an kainer stett
 vnd gedencken, vil lieber here mein,
 wie gar ain reiche künigin
 ich gewesen bin in der haiden land,
 ob allen künigin die höchst erkannt.*

Meine Stellung diesem Urteile gegenüber geht aus der Abhandlung hervor. Für den Dichter von I ist es entschieden zu scharf, für den von II wohl berechtigt. Eine geschickte Zusammenstellung vieler bekannten Stoffe bekundet meiner Ansicht nach noch nicht geradezu Gedankenarmut, und dass aus einer „knappen Erzählung“ Wortarmut zu folgern sei, vermag ich erst recht nicht einzusehen. Wortarmut und „arge“ Gedankenarmut zeigen sich in viel höherem Grade in der breiten Darstellung und in den wörtlichen Entlehnungen des Verfassers von II.

W.

*in dem trurigen gemüt
 bat in sein trut
 kiburg in laid
 in jrem abschaid
 — arvel iren haidnischen namen
 in dem tauf tett tamen —
 sy sprach 'her margraf, las din namen
 laus dinen pris an mir,
 nit wenkest, als ich dir
 vnd belibist stet,
 daz du durch niemantx ret
 wenkest an mir armen.
 nun laus mich dich erbarmen.
 gedenk an din wirdikait.
 ich waifx wol, din wer berait
 in franckenreich manig weib
 die ir er vnd iren leib
 mit minn an dich wende
 ob die dein güt erkende.
 waz ich durch dich hab erlitten,
 der werk (?) wirt an mir erpiten.
 ob die claren frantzosin
 dir nach dienst pietent ir min,
 daz sy dich wellen ergetzen (?) min,
 so gedenck an die truwe din.
 vn ob dir iemant geb trost,
 daz ich nimer werd erlost,
 den laus von dir reiten
 vnd für (?) die die türent stritten.
 gedenck waz ich durch dich lies,
 daz man mich arabia hies
 aller fürsten frowe.
 dennoch was ich in der schouwe
 daz man mir klarhait jach,
 fründ vnd feind, wer mich sach.*

Willehalm.

ed. Lachmann. 104—105. 14.

*Gyburc sprach 'hërre markis,
 lâx dinen erwelten hõhen pris
 an mir nu wesen staete,

 daz du durch niemens raete
 wenkest an mir armen,
 vnd lâx mich dir erbarmen.
 denke an dine werdekeit.
 ich weix wol daz dir waere bereit
 in Francriche manec wip,
 sô daxs ir ère vnde ir lîp
 mit minne an dich wante:
 ob dan din güete erkante
 waz ich durch dich hân erliten,
 der wer wurde an mich gebiten.
 ob die clâren Franzoysinne
 dir nâch dienst bieten minne,
 daz si dich wellen ergetzen min,
 sô denke an die triuwe din.
 vnd ob dir iemen gebe untrôst
 daz ich nimmer werd erlöst,
 den lâx von dir riten:
 fûer die getürren striten.
 vnd denke waz ich durch dich liez,
 daz man mich ze Arâbe hiex
 al der fürsten frouwe.
 dennoch was ich in der schouwe,
 daz man mir clârheite jach
 friunt vnd vrient, swer mich sach.*

*von léwt, lannd, vater vnd man
vnd von meinem lieben sun lobesan
bin ich mit dir geschaiden,
desz habent sie grofz laide,
besunder mein vater Teramer;
es hat ouch mein man Tybalt schwär
vnd Emereijs, mein lieber sun;
sij komment von orenfz nit hindan,
sij erwerbent prijs oder schand
all hie in der cristan land,*

W.

*Wilhelm gab ir dez sein fianze
 do dez jamers lantze
 sein hertz jmer zwing
 vntz im so wol geling
 daz er sy erlostē
 mit manlichem troste.
 er gelopt ir fürbas,
 daz er für lieb noch has (?)
 daz er nimer nichtz verzerte
 von speis, die in nerte,
 nit dan wasser vnd prot,
 daz er jr bekante not
 mit schwertz strit erwante.
 also sij in von ir sante
 vnd sprach: 'her margis mein,
 du solt gedenken sein.*

W. = S.

*haben werden sy mangel raut
 alhie von diser stat.*

*Kyburg ward me jehen:
 'darum laß mich von dir nit sprechen.'
 er sprach: 'frawe mein,
 ich versprich dir by den trüwen mein,
 aller fröd wil ich enbern,*

Willehalm (ed. Lachmann).

*du möchts mich noch wol liden,
 vnd solt uns kumber mîden.'*
*er gap des fianze,
 daz diu jâmers lanze
 sîn herze immer twunge,
 unx im sô wol gelungē
 daz er si dâ erlôste
 mit manlichem trôste,
 vnd lobt ir dennoch fürbax
 daz er durch liebe noch durch haz
 nimmer niht verzerte
 von spise diu in nerte,
 niht wan wasser vnde brôt,
 ē daz er ir bekanten nôt
 mit swertes strîte erwante.
 alsus in von ir sante
 Gyburc diu kûnegîn.*

S.

wann des meres flüt vnd unde
 nimmer mer zü kainer stunde
 tregt so mangeln edlen held
 zü streit gar vserwelt
 durch ain fraüen güt;
 desz bin ich vngemüt,
 dasz es vmb mein willen ist ge-
 schechen.'

kyburg begund me jehen:
 'darumb lasz dich von mir nit
 wēden.'

margrauf wilhalm anttwürt in
 laid behende:

'kyburg, hertze liebe fraüe mein,
 ich versprich dir bij der trüwe
 mein:

gütz geligers vnd aller fraüen
 wil ich enberen,
 vntz ich wider zü dir tūn keren.

W.

vntz ich wider xū dir tū kere
 wie sy die gewinnen
 vnd mir erzaigt gros vnminnen.
 wann des meres flüt
 nimmermer xūt
 recht so mangeln held xū strit.
 vs aller welt weit
 durch ein frauen güt;
 dez pin ich vngemüt,
 daz es vmb mein willen ist be-
 schechen;
 ich pin darum in truren wechen.

Die aus Türlins Wilhalm stammende Entlehnung stimmt
 in folgenden Versen fast wörtlich zu dem Text Türlins:¹⁾

Friedrich. (Nur in W.)

arawel die künigin xard
 sagt im schachroch vf die künigin
 vnd ret mit gantzer minn:
 margraf, künt ir der frauen
 hieten also?

Wilhalm. Bl. 53a Z. 15 ff.

in vil korcer cit danach
 tet si schach roch vf der kunigin
 si sprach virwar ir muozit sin
 min schimpf. set, dirre zog ist
 min.

¹⁾ Die Verse aus dem Wilhalm sind nach der Ausgabe von Cas-
 parson, Cassel 1781 citiert; eine bessere Ausgabe giebt es zur Zeit leider
 noch nicht.

anplickt er sy do,

*frantzöisch sprach er die wort:
'ja süsse aller seldom hort.
gotz müter vnd ouch maid,
deiner tugent seij gekläit,
dax du senftest dñs kinds zorn,
pit in, dax nit werd verlorn
so schön ains menschen pild.'*

*her markis, nu lat kunst hi
schowen,*

*kunt ir so hueten vrouwen?
her markis, des inweis ich nicht,
nu huet uch, lichte mer geschicht,
dan ich uch irceigit han.
Wilhalm irsuftete vnd sach sie an,
in franxoys sprach her disse wort:
ey suxe, aller seldom hort,
mines herren muter vnd doch meyt,
uweren tugenden si gecleyt*

53b. Z. 9.

*nu senfte dñes kindes zorn
vnd bitte, dax ich werde virlorn
sa schone eyn menschen bilde.*

53b. Z. 10 v. u.

*nu hatte si verstanden wol dax
clagen*

*si gedachte: harre, wi may dax
sin —*

nu kunde franxoys di kuningin.

54a Z. 11.

*in franxoys si sprach: herre ich
wil*

*von uch wissen, wi deme si:
eyn magt, eyn muter, manne vri—*

*In frantzöisch verstund dax die
milt,*

*diepolt weib, die schön arawel.
richtig red sy mit jrer stim hel:
margis, laus horn, wie dem sey,
ain magt, ain müter, aller man
frey,
dex selt ir mich bewiesen gar —*

Dass der Bearbeiter in *y die ganze Stelle (150 Verse) strich, kann nicht Wunder nehmen, da sie nur äusserst gezwungen in den Zusammenhang passt.

Ausser den eben dargelegten litt. Kenntnissen lassen sich für den Verfasser, dem, wie sich aus seinen Redewendungen ergibt, auch die volkstümliche Dichtung nicht fremd war, keine weiteren nachweisen. Seine Erzählung selbst scheint

er frei erfunden zu haben; eine Entlehnung oder Analogie zu anderen Dichtungen habe ich wenigstens nicht finden können. Grösseres, als der Dichter von I, der doch mit Geschick seine entlehnten Stoffe zusammen verknüpfte, hat er aber deswegen nicht geleistet; in seiner Dichtung treten die Mängel der späten Zeit noch bedeutend mehr hervor, als in der des ersten Dichters; in dieser wird die trockene, schwunglose Erzählungsform wenigstens noch durch die reiche, abwechslungsvolle Handlung verdeckt.



THESEN,

WELCHE ZUGLEICH MIT DER DISSERTATION

ÜBERLIEFERUNG UND VERFASSERSCHAFT DES MHD.
RITTERROMANS FRIEDRICH VON SCHWABEN

MIT GENEHMIGUNG DER

HOHEN PHILOSOPHISCHEN FAKULTÄT

DER

KÖNIGLICHEN AKADEMIE ZU MÜNSTER I. W.

ZUR

ERLANGUNG DER

PHILOSOPHISCHEN DOKTORWÜRDE

DONNERSTAG, DEN 17. JANUAR, VORMITTAGS 11 UHR

ÖFFENTLICH VERTEIDIGEN WIRD

Ludwig Voss,

CAND. PHIL.

OPPONENTEN:

PAUL DEMLING, STUD. PHIL.

HERMANN LIESE, STUD. PHIL.

FRIEDRICH HELLWIG, CAND. PHIL.

MÜNSTER.

BUCHDRUCKEREI VON JOHANNES BREDT.

1895.

Thesen.

1. a) Parzival 106, 20 ist zu lesen mit Paul Piper: ûf eine plâne, diu was breit.
b) Parzival 129, 8 muss statt des Kolons ein Komma stehen; der Satz schliesst 129, 9.
c) Wolframs Willehalm 253, 24 f. ist mit den Hdschn. k m n o p zu lesen:
 ich klage den schönen jungen
 Vivianz, der ze vorderst muoz
 hân.
 2. Gödekes (Grundr. I² 258) Behauptung, „Friedrich von Schwaben“ enthalte Nachbildungen von Hartmanns Gregor, ist nicht haltbar.
 3. Die von Uhland, Schriften I 489 geäusserte Ansicht, die Wielandfabel im „Friedrich von Schwaben“ hange mit orientalischen Märchen zusammen, ist irrtümlich.
 4. Rolandslied (ed. Müller I²) v. 52, 726 und 2917 ist die Lesart à sa chapele (en ma chapele) beizubehalten.
 5. Amis und Amiles (ed. Hofmann. A²) ist v. 1483 statt en pies en pres, v. 2517 statt il monterent i remettent zu schreiben.
-

Lebenslauf.

Ich, Ludwig Voss, Sohn des Organisten und Musiklehrers L. Voss und seiner Gattin Mathilde geb. Kleinfeldt, die sich beide noch einer guten Gesundheit erfreuen, bin geboren zu Cleve am 12. VII. 1871. Meine Confession ist die katholische. Nachdem ich das Clever Gymnasium Ostern 1890 mit dem Reifezeugnisse verlassen hatte, liess ich mich an der Akademie zu Münster immatrikulieren und hörte dort in 8 Semestern die Vorlesungen der Herren Prof. Andresen, Bartholomae, Finke, Hagemann, Kauffmann, Langen, Niehues, Sdralek, Stahl, Storck, der Herren Priv.-Doz. Drescher, Hosius, Kappes sowie des Herrn Lektors Mettlich.

Während der ganzen Zeit meines Studiums nahm ich Teil an den deutschen Übungen des Herrn Geheimrates Storck, 2 Sem. auch an denen des H. Dr. Drescher; 2 Sem. war ich ausserordentl. Mitglied des klass.-phil. und Hospitant des rom. Seminars, je 1 Sem. gehörte ich dem letzteren als ausserordentl. und ordentl. Mitglied an. 1 Sem. beteiligte ich mich an den klass.-phil. Übungen des H. Dr. Hosius und an den pädagogischen des H. Dr. Kappes.

Auf Anregung des H. Dr. Drescher unternahm ich im W-S 93/4 die Vorbereitungen zu einer Ausgabe des mhd. Ritterromans Friedrich von Schwaben, von deren Einleitung meine Dissertation einen Teil bietet; die Ausgabe selbst werde ich hoffentlich recht bald veröffentlichen können.

Allen meinen Lehrern, namentlich Herrn Geheimrat Prof. Dr. Storck und Herrn Priv.-Doz. Dr. Drescher, spreche ich an dieser Stelle für die Förderung meiner Studien meinen wärmsten Dank aus.

APR 22 1915



3 2044 089 130 876

